

en jeder Art
liefert
s & Co
Neuss Ruf.
5195
elstraße 56-58
aller Art

nicht aus
m Haus"
vertretung:
nn-Becker-Str. 11

Kreises

Zeitung

de
t,
eitung
haltung.

straße 46
und 2053
straße 84

Beckerit

Harttrockenlacköl
schnelltrocknend,
hochglänzend,
nicht klebend
Allein i. Farbenhaus

Willy Becker

nur Niederstraße 9
Telefon 5121.

Piano

stimmen, reparieren,
- polieren -

Mus. Gll.
Klavier u. u. Stimm.

Dreißigste. 2.
zu err. d. Auf 6161.
Berthold Gledh. 62
neb. Al. Marienbera.

Ohne D i ä t

bin ich in kurzer Zeit
20 Pfd. leichter
geworden durch ein
einf. Mittel, welches
ich jedem gern kosten
los mitteile.

Hrau Maria Hoff,
Bremen A. A. 9.

118 Offerten

auf eine kleine An-
zeige in der N. G. Z.
Ein Beweis für die
große Beachtung der
Steinzeile in un-
serer Zeitung.

Vereine

Gesellschaften

beziehen ihre

Statuthefte

Mitglieds- und

Eintrittskarten

Programme

Textbücher

Plakate

u. s. w. vorteilhaft
durch die

Gesellschaft

für

Buchdruckerei

Neuss

Niederstraße 46

Verloren!

Stypphagenverfälsch-

brett. Abzugeben

Schulstraße 26.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 163 - Sonntag, 18. Juni 1933

O Täler weit, o Höhen.

O Täler weit, o Höhen,
du schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächt'ger Aufenthalt!
Da draussen stets betrogen,
saust die geschäft'ge Welt;
schlag' noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt.

Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt,
die Vögel lustig schlagen,
dass dir dein Herz erklingt:
da mag vergeh'n, verwehen
das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen
in junger Herrlichkeit!

Im Walde steht geschrieben
ein stilles, ernstes Wort
vom rechten Tun und Lieben,
und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
die Worte schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen
ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
fremd in die Fremde gehn,
auf hübnbewegten Gassen
des Lebens Schauspiel sehn.
Und mitten in dem Leben
wird meines Ernst's Gewalt
mich Einsamen erheben,
so wird mein Herz nicht alt.

Joseph v. Eichendorff 1788-1857.

Kleine Stadt am Mittelrhein.

Von Alfons Paquet.

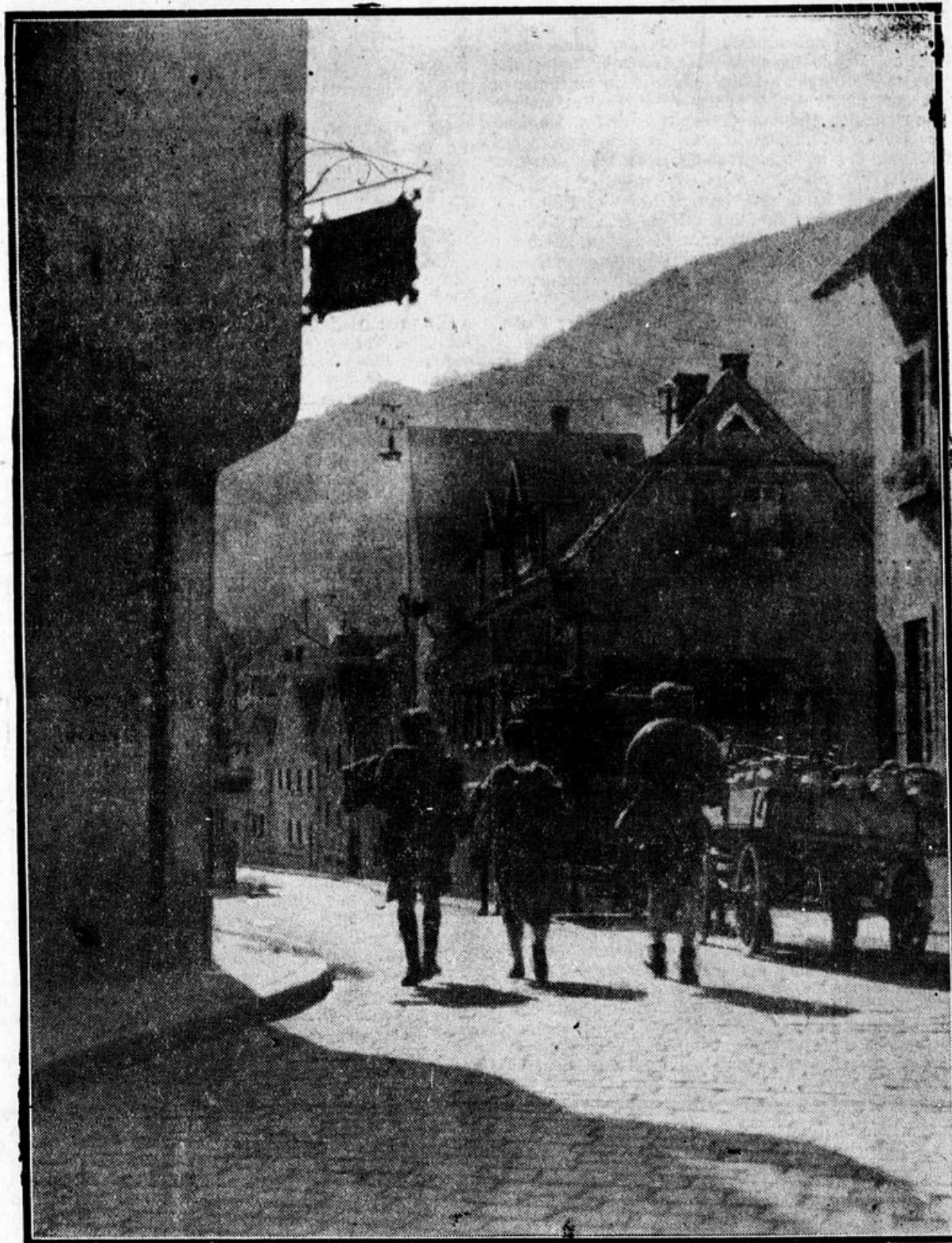
In dem Städtchen bin ich nicht immer. Aber oft. Die grünen Wassermassen des Rheines drehen sich wie Scheiben an farbigen Bergen vorüber. Schiffe legen zuweilen an. Dann tönt die Schiffsglocke hell und melodisch durch das Tal wie eine Schelle. Auch die Bahnsignale haben in diesem gebogenen Tal ihre besondere Resonanz. Nachts, wenn die Schiffszüge im Strome ankern, sind die schwachen Laternen immer wo anders in der spiegelnden Dunkelheit. Wie die Lichter in unzulänglichen Gassen mit denen sich die Stadt auf den Strom hinaus fortsetzt.

Die Ufermauer ist hoch und ohne Geländer. Die Landungsbrücke liegt der Niederländischen Agentur gegenüber, die eine kleine Kabine ist, fast wie ein Badewagen am Strand von Scheveningen. Auf den alten Bänken der Allee, die plattgeschoren ist wie alle Rheinallen seit hundert Jahren, sitzen alte Leute und genießen ihre billige Riviera. Die Fremden, wenn sie da sind und nicht gerade aus dem Rucksack leben, lassen sich unterdessen eine halbe Etage höher bewirten. Diese Rheinfront enthält alle Spielarten des Begriffs Hotel. Jedes hat seine Terrasse, noch ist sie nicht überall ein Glaskasten.

Da liegen vor der Mauer auch die weißen, etwas abgenutzten Motorboote, festgemacht wie zum Verrosten. Doch zu gewissen Stunden schweben sie davon in das Stromtal, zu den nicht allzuweit entfernten Nestern jenseits der Biegung. Man muß nur ihren geheimnisvollen Fahrplan kennen, dann erlebt man Miniatur-Seefahrten mit Wellen und Abenteuern; die Bekanntschaften an Bord sind nicht weniger reizvoll und flüchtig als die auf einem Dampfer, der nach Newyork unterwegs ist. Auch die Fähre ist da, die mehrmals in der Stunde zum jenseitigen Ufer hinüberpendelt. Sie nimmt Wanderburschen mit, Autos, Marktleute und Weinbauern. Zuweilen auch eine Pilgerschar, die mit Fahnen und Regenschirmen in schwarzen Kleidern und schmutzigen Stiefeln aus einem der Bergtäler hinter der Stadt zwischen den sepiabraunen Weinbergen hervorbricht.

Sonst hat die kleine Stadt nur eine einzige Straße. Sie liegt wie das Ufer, nur höher. Sie ist die Hauptstraße, in ihr münden alle Gassen. Sie ist so alt wie die Stadt selbst, und so lang wie ihre Geschichte. Zwischen ihr und dem Ufer liegen die Kirchen an ihren kleinen hart gepflasterten Plätzen und drumherum die Türeingänge mit unwahrscheinlichen Hauszeichen und Jahreszahlen.

An der Hauptstraße entlang geht eine Strecke weit das Staketengitter, hinter dem sich ein Kurgarten verbirgt.



Auf der anderen Seite erweitert sie sich plötzlich zu einer Rampe vor dem Bahnhof, der Stufen hat wie ein Schloß, aber auch einen blauen Briefkasten und hoch darüber die Ufer. Durch die Halle donnert nachmittags der Rheingold-Expreß in seiner violettgoldenen Bemalung, die an Schokoladenpackung erinnert.

Sonst halten hier sogar die Schnellzüge. Die Lokomotive steht dann ganz nahe an einem Restchen Wald mit dem mächtigen Turm, der von der Stadtbefestigung übrig ist. Aus dem Zug, der viermal am Tage mit Zahnradern aus dem Hinterland herunterkommt, steigt Bauernvolk, untermischt mit Jägern und mit Gymnasiasten. Zuweilen rollt geräuschlos der Triebwagen in den Bahnhof und klappt laut seine Türen auf, um sein immer gleichbleibendes Publikum hereinzulassen, diese ewig geschwätzige Familie, die ganz anders ist als das ernsthafte und abweisende Publikum hinter den Scheiben der Durchgangszüge.

Manchmal steigt ein Fremder hochmütig und eingeschüchtert die Bahnhofssperre hinunter. Vier Hoteldiener mit Goldrand an den Mützen und die beiden einzigen Autos mit ihren noch nicht zur letzten Sachlichkeit erzeugten Schöpfen müssen es sich gefallen lassen, nicht beachtet zu werden. Der Zettel an dem Fenster des Bahnhofshotels gegenüber: „Zimmer mit Frühstück 3,50 Mark!“ hat magische Kraft. In der Tat, man findet hier eine saubere Stube. Aber nachts, zwischen drei und vier, wenn plötzlich die schweren Büssings vorüberrollen, ist es aus. Die Lastwagenzüge machen ihre nächtliche Tour, die Betten hüpfen in den alten Kammern und das ganze Haus rieselt hinterher wie eine Sanduhr.

An der Hauptstraße ist auch das Postgebäude, ein traumhaft häßlicher Backsteinbau; die Türklinke ist ein Eichenblatt aus Eisen, an dessen Zacken sich schon Generationen die

Hände und die Kleider zerrissen haben. Aber hinter der niedrigen Mauer des Klostergartens gegenüber graben seit Urzeiten die Mönche in blauer Schürze den Boden um und pflanzen ihre Sträucher.

Erstaunlich ist an dieser Hauptstraße, die sich nun zur ückenlosen Reihe zusammenschließt, die Menge der Bäckergläschen, der Tabakläschen, der Fahrradgeschäfte, der Kolonialläschen mit Bananen und Limburger Käse und der Drogerien mit Drops, Stockschildehen, Filmen, Einlegesohlen, Ansichtskarten und Zahnpasta. Unheimlich die Zahl der kleinen Konditoreien mit Kaffee und künstlichen Blumen auf den winzigen Tischen und dann die armen kleinen Weinstuben in den Seitengassen. Aller Handel ist aufgeteilt in winzigste Portionen; Familien leben von einer Bruttoeinnahme von zehn Mark den Tag.

Wäre nicht die graue romanische Kirche am Markt mit der Wunderherrlichkeit ihres Chores und der Emporen und nicht die hellere gotische Kirche mit den phantastischen Grabsteinen und der Klostergarten und die Mittelalterlichkeit der Schwestern, die mit den weißen Flügelhauben durch die Gassen huschen; man könnte denken, die Zeit sei drauf und dran, diese Stadt aufzuzehren. So aber steht sie zwar kleinlaut, doch recht bunt und fest auf ihren alten Mauern. Die Leute schleppen schon wieder die frischgeschnittenen Rebstöcke n Bündeln den steilen Berg hinauf und erneuern ihre Weinberge. Als ob nicht gerade der reiche Herbst im vergangenen Jahr eine Katastrophe für die ameisentartig fleißigen Menschen bedeutet hätte.

Nun, wie heißt dieses Städtchen?

★

Die Goldsucher von Nakanai.

Ein Schatzjäger-Abenteuer aus Neubritannien, erzählt von Anton C. Zischka.

Viele Fachleute behaupten, das wichtigste Goldland der Welt werde einmal Neuguinea sein. Die unermesslich reichen Bulolo-Minen, die man 1926 entdeckte, scheinen das zu bestätigen, und auch die Elbe-Goldfelder. Nur: Das Dschungelgold Melanesiens ist schwerer zu erringen als ein Drachenhorn, nach den Schätzen Neuguineas und Neubritanniens zu suchen, ist gefährlicher, als Geschäfte mit den Kopfsägern der Sepit, der Tobestüße, zu machen.

Neubritannien, das ehemalige deutsche Neupommern, ist eine vulkanische Insel, dreihundert Meilen lang und sechzig breit. Dichter Dschungel und wilde Bergschluchten, auf allen Felsbänken hart besetzte Dörfer, deren Bewohner seit Jahrhunderten die gleiche Notlage haben: die friedlichen Küstenvölker zu überfallen, ihnen die Köpfe abzuschneiden und die Leichen womöglich zu fressen. Der Nakanai-Bezirk ist nur 70 Meilen von Rabaul entfernt, dem Sitz der Mandatsverwaltung und einem wichtigen Hafen Melanesiens; seine Bewohner aber gehören zu den wildsten Kriegerstämmen der Insel. Und hier, nahe von Sinanga, fand 1926 der Polizeioffizier Nidols reiche Kupfererzvorkommen und viel Gold. Er gab seine Stellung auf und wurde Schatzjäger, führte mit vier anderen Weissen zurück, um seine Fänge auszunutzen. Sie kamen nicht weiter als nach Sinanga. Drei Prospektoren blieben gespeert und gräßlich verkrüppelt für immer in den schwarzen Bergen, Nidols selber, der alle Fänge kannte und ungemein viel Glück hatte, kam zurück an die Küste nach Tairabi. Man schickte Strafexpeditionen von Talamoa aus, einem Polizeiposten nahe der Commodore Bay, und von Rabaul. Es wurde kein großer Erfolg. England verwaltet die früheren deutschen Kolonien hier im Namen des Völkerbunds, und der weiß nicht einmal, wo Neubritannien eigentlich liegt.

Nun, man eroberte dann doch Umu, es floß viel Blut, und eine Menge der Aufrührer kam ins Gefängnis von Kolopo. Der Völkerbund will von Todesstrafen nichts wissen. Nach ein paar Monaten also waren die gefährlichen Häuptlinge entlassen und wieder in ihren Bergdörfern. Das Spiel begann von neuem. Monatelang Ruhe. Und plötzlich wieder Krieg.

Als wir nach Rabaul kamen, herrschte eben wieder Ruhe. Kapitän Thurston, der bekannteste Schiffer an den Küsten Neuguineas und Herr der „Bonita“, erzählte uns, wie er nur aus reinem Zufall den Wilden entkommen war, als er selber versucht hatte, zum Gold von Nakanai zu kommen. Alle Leute rieten uns ab, und die Regierung verbot zuerst rundweg jeden Ausflug ins Innere.

Und dann zogen wir doch. William Freeman, ein Händler, der ein Urwaldwarenhaus im Gan Chako gehabt hatte, der mit den wilden Chitro-Subianern und mit allen Tobas fertig geworden war, und den nun der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay hierher nach Melanesien verschlagen hatte. Und ich eben...

Wir hatten jeder unseren Murut-monkey mit. Monkeys heißen die jungen Eingeborenen, die eine Art Kammerdiener darstellen. Unsere Kammerdiener aus den Bergen Nordborneos, kannten also keine Furcht. Wir hatten Träger aus Tairabi, wußten, daß sie uns auf halbem Weg davonlaufen würden, aber da waren dann unsere Vorräte eben doch den halben Weg gekommen. Nun, wir erreichten sogar Umu und konnten eine Hütte erhalten. Die Eingeborenen sahen nicht sehr freundlich aus; ihre Speere und schweren Schilde machten ziemlich nervös.

Wir ließen die Vorräte da und zogen nach Vapoga. Auch dieses Dorf ist eine unheimliche Festung, umgeben von tiefen Schluchten. Als wir beim Einbruch der Nacht hinkamen, war es menschenleer. Kein Hund, kein Kind...

Wir zogen in eine kleine Hütte. Die Träger zitterten vor Furcht. Mitten in die tödliche Stille kam plötzlich das dumpfe Dröhnen der Garamut, der mannshohen Gongs, deren rollende, dumpfe Töne Zeichen des Krieges sind. Der Dschungel schien tot. Zum Glück war es mondhell. Wir konnten den Pfad ablesen, der ein Stück weit frei über Felsen führte. Und da tauchte einen Augenblick lang ein glänzend brauner Leib auf, ein Mann, der um die Stirn ein Band trug. Wir konnten die Farbe nicht sehen, aber es war wohl ein scharlachrotes Band, ein Zeichen des Krieges. Und das Büschel, das der Mann in der Hand gehalten hatte, bestand wohl aus Romangas, Zweigen des wilden Gingers, die ein Luluai dem andern schickt als Einladung zum Morden...

Die Nacht verging, es geschah nichts. Zurückgehen war so gefährlich wie vorwärts zu ziehen.

Der Pfad war ganz schmal. Stunden der Angst, der Unsicherheit kamen. Keine Papuas waren zu sehen, aber wir rochen sie. Die nackten, eingedöckten Körper haben einen scharfen Geruch, den man spürt. Links und rechts von unserem Wege also schlichen die Wilden. Koliso-Krieger? Oder waren es die Männer von Sibubu und Eloa, Gotta, Vorlut, Bibusi oder Apogo? Die hatten alle kleine Verschiedenheiten in der Kampfweise, aber alle ein Ziel: Die weißen Teufel aus ihrem Lande zu treiben, das Gold zu verteidigen.

Wir fanden Kupfererz, wir fanden Gold auf dieser graugrünen Expedition. Als es Nacht war, fanden wir ein anderes, menschenleeres Dorf. Und hier geschah es dann. Raum hatten wir ein Feuer gemacht, als aus dem Dunkel langgestreckte Speere kamen. Die Boys schrien aus, Freeman's Monkey hatte einen Speer im linken Bein stecken. Wir traten das Feuer aus, schossen wild in die Dunkelheit. Immer lauter wurde das Dröhnen der Garamuts, und jetzt hörte man die Schreie der Krieger. Jeden Augenblick mußte der Sturm einbrechen.

Wir warteten fünf Minuten, zehn Minuten auf dieses Ende. Nichts geschah. So versuchten wir, zurück auf den Pfad zu kommen. Wiegen alles zurück außer unseren Mäuserpistolen und Munition, außer den Plänen der Goldfunde und zwei harten elektrischen Taschenlampen. Die allein retteten uns das Leben. Raum waren wir zwischen den dichten Stämmen, die links und rechts den Urwaldpfad einsäumten, als die Papuas auftauchten. Nacht, weißleuchtende Fieber im Saar. Goldklöße in den Ohren, rot und blau und weiß bemalt. Lange, funkelnde Speere. Zum Glück aber waren die zu lang. Es fiel nicht leicht, sie aus

dem Dickicht zu schleudern. Aber es konnte nur Augenblicke dauern, bis die Wilden auf den Pfad hinauskamen. Ein leises Geräusch, und da flammte Freemans Lampe auf. Ein weißes Lichtkegel blendete einen Luluai, der eben seinen Speer hob. Ein Krachen — der Mann vorne sackte zusammen. Wir liefen, die zwei Boys halb tot vor Angst, fielen in einen Wassergraben, kletterten dicht bewachsene Berghänge empor. Aufzuden des Lichts, Krachen der Pistolen. Weiter... Stielten die Papuas unsere Lampen für teuflische Erfindungen? Sie wagten keinen offenen Angriff. Aber sie blieben dicht an unseren Fersen, versuchten ein Duzenmal, uns den Weg abzuschneiden.

Das Licht unserer Taschenlampen wurde schwächer, die Munition ging zu Ende. Die Herren gaben nach, wir vertriehen uns kaum mehr auf den Weinen zu halten. Aber da konnte doch Umu nicht mehr weit sein, wo Waffen und Träger... Waren sie noch dort? Nun, wir kamen nicht nach Umu, verirrten uns, und dieses Verirren rettete uns. Halbrot verankert wir im Schlamm eines Sumpfes, waten durch stinkendes Wasser, tasteten uns an Büscheln scharfer Sumpfpflanzen weiter, sprangen von Erbhügel zu Erbhügel. Die Papuas waren verschwunden. Sie glauben, daß Majilali, der Teufel, in Sumpfen wohnt, wagten sich nicht heran.

Wir erreichten Majilali, ein Dorf mit freundlichen Eingeborenen. Die schidten Käufer zum nächsten Polizeiposten, aber die Käufer erreichten ihn nie, blieben spurlos verschwunden. Nach Tagen haben wir weit brausen einen Polizeihöner, wurden an Bord genommen und bekamen allerhand recht unangenehme Dinge zu hören. Noch unangenehmer dann von General C. A. Wisdom, dem Gouverneur des Mandatsgebiets in Rabaul, Krieg wegen ein bißchen Gold!

Wir hatten mindestens zwei Kilo Gold in Papago zurücklassen müssen, ich besitze heute noch reiche Goldminen — die niemand ausbeuten kann. Und nur Majilali, der Teufel, rettete uns aus der Hölle Neubritanniens. Das trotz allem einmal das Goldland sein wird, mit Neuguinea zusammen die Schatzkammer der Erde.

Die Uhr der Blinden.

Kriminalgeschichte von Kurt Miethe.

Frau Mart richtete sich im Bette auf. Es war der Blinden, als habe sie ein Geräusch in ihrer Wohnung gehört. Draußen auf dem Gang ließ sich ein leichter Schritt vernehmen. Nun hörte sie, wie die Klinke vorsichtig heruntergedrückt wurde und die Tür sich öffnete.

Der nächtliche Eindringling kam auf ihr Bett zu. Sie spürte, wie eine kräftige Männerhand zupackte und ihr einen Knebel in den Mund schob. Sie versuchte, sich gegen den brutalen Besucher zu wehren, aber sie mußte bald einsehen, daß es ein vergebliches Bemühen war. Sie wurde an Händen und Füßen gefesselt. Die lebernen Riemen schnitten in ihr Fleisch, und ein dumpfes Stöhnen entpfehlte sich ihrem Munde, in dem der Knebel lag. Sie sank zurück, wie betäubt, aber nur einen Augenblick. Sie beschloß, sich zu wehren, ja, sie, die arme, gefesselte alte Frau, hatte noch eine Waffe übrig behalten, und das war ihr Gehör. Sie horchte gespannt auf die Töne, die sich in ihrem Zimmer abspielten.

Der Eindringling ging mit sicheren Schritten zu der Truhe, die in der Ecke des Zimmers stand, und brach sie auf. Dann hörte die Frau, wie er darin herumwühlte, wie er das Blechschloß fand, in dem ihr ganzes Geld lag, ein paar tausend Mark, die sie sich von ihrer färglichen Rente in langen Jahren zusammengeparzt hatte. Sie hörte auch, wie das Kästchen geöffnet wurde und wie ihm raschelnde Scheine entnommen wurden. Dann entfernte sich der Dieb, auf den Fingernägeln hinausgleichend...

Am nächsten Morgen um acht Uhr kam die Aufwartefrau wie alle Tage, fand Frau Mart gefesselt im Bett vor, ließ einen Schrei des Entsetzens aus, löste die Riemen, nahm ihr den Knebel aus dem Mund und holte die Polizei.

Eine Viertelstunde später war Kommissar Kay zur Stelle. Er untersuchte das Zimmer genau, fand jedoch keinen Anhaltspunkt für den Täter. Da fiel sein Blick auf die Wanduhr. Die Uhr zeigte auf halb fünf.

„Wann ist die Uhr stehen geblieben, Frau Mart?“ „Gestern nachmittag. Mein Neffe Edgar war da, hat mich besucht. Die Uhr blieb immer etwas zurück; da hat ich ihn, sie richtig zu stellen. Er zog sie bei dieser Gelegenheit auf, und dabei ist die Feder gebrochen.“

„Hm. So daß Sie also außerstande waren, am Schlägen der Uhr festzustellen, um welche Zeit die Tat geschah?“ „Ja.“

Kay ließ sich die Adresse des Neffen geben und schickte einen Beamten zu ihm. Der junge Mann erschien nach einer halben Stunde, sehr erregt, und fragte mit erkauntem Gesicht, was denn geschehen sei. „Hier fragen nicht Sie, sondern das ist meine Sache“, erwiderte Kay. „Wo waren Sie gestern Abend?“

„In der Konditorei Beermann.“ „Das ist ja ganz hier in der Nähe. Versuchen Sie, einen oder zwei Bediente der Konditorei herbeizubekommen!“ befohl Kay seinem Beamten. Ein Kellner wurde nach kurzer Zeit vorgeschickt, der aus sagte, daß der Neffe in der Tat gestern in der Konditorei gewesen sei. Er kenne den Herrn genau und irre sich nicht.

„Den ganzen Abend?“ erkundigte sich Kay. „Ja, das heißt — genau kann ich es nicht sagen. Eine Zeitlang habe ich Herrn Edgar nicht gesehen.“

„Wann haben Sie ihn nicht gesehen?“ „Ich glaube, es war so zwischen 11 und 12 Uhr.“ „Da aber richtete sich Frau Mart auf und sagte mit leiser, fester Stimme: „Und um elf Uhr gweindsvanzig ist der Dieb in meine Wohnung gekommen!“

Kay telephonierte. An der Wohnung des Neffen fand eine Hausdurchsuchung statt, bei der das gestohlene Geld gefunden wurde. Nur ein Hundertmarkschein fehlte. Edgar brach zusammen. Er gestand, daß er der Mörder war. Er hatte Wetterluste gehabt, aus des Geschäftskasse Summen entnommen und nun, da eine Revision bevorstand, das Geld wieder aufbringen müssen. „Und nun sagen Sie mir, Frau Mart“, fragte Kay, als man den Dieb abgeführt hatte, „wie Sie die Zeit des Diebstahls bis auf die Minute feststellen konnten, ohne daß Sie eine Uhr im Zimmer hatten, die ging. Denn daß Ihr saubere Neffe sie mit Absicht beschädigte, um seinem Alibi eine Grundlage zu geben, ist Ihnen doch klar?“

Frau Mart lächelte: „Als Blinde war ich von jeher auf mein Gehör angewiesen. Als der Wutische mich gefesselt hatte, erwaachte meine ganze Energie in mir. Ich horchte aufmerksam — draußen ging ein Stadtbahnzug vorüber. Und dann schuf ich mit meiner Uhr, Herr Kommissar. Ich zählte vierzehn Stadtbahnzüge. Alle sieben Minuten fährt einer vorüber. Vierzehn Züge, das macht 98 Minuten. Da um ein Uhr nachts der letzte Zug fährt, ist der Dieb 98 Minuten vor eins bei mir eingedrungen, also um 11 Uhr 22. Er konnte wohl meine Wanduhr außer Betrieb setzen, der Spitzbube — aber die Stadtbahn konnte er nicht abstellen.“

BLITZ

Roman eines Wolfshundes

von H. G. Everts
Copyright 1927 by Georg Müller Verlag
A.-G., München — Printed in Germany

NR. 2

„Zuerst kam Kreische das Wolfshunde dem Geseuch und merkte sofort den Klangunterchied der beiden Stimmen. Auch hatten die Männer eine verschiedene Ausbuchtung. Wobaus Moran eine Almhöhle von Ferglichkeit und Frieden um sich herbeilegte, ging von Brent ein dumpf kühler Graufameit aus.“

„Bly hatte bereits begonnen, die Welt der Menschen zu kassieren. Die ansehbare Fähigkeit der Tiere, Liebe, Haß, Furcht und andere Gefühle im Menschen zu erkennen, bezeugen man unverständlicher Weise gern als „Tierischen Instinkt“. Gegen die Unbestimmtheit dieses Ausdrucks sträubte sich Morans naturwissenschaftliche Sinn. Er begriff, daß dieser sogenannte Instinkt in Wirklichkeit in einer klugen Anpassung an die Umwelt des Gehör- und Geruchssinns bestand. Jeder, der viel und mit offenen Sinnen unter Tieren gelebt hat, wird wissen, daß so alle gleichsam ihren eigenen Wortschatz haben, der nicht aus gesprochenen Worten besteht, sondern sich in der mannigfaltigen Nuancierung des Tones kundgibt.“

Dieser Instinkt ermöglicht es dem Hunde, den verdeckten Intention von Haß oder Furcht in der Stimme zu vernehmen, während das kühle Ohr des Menschen dafür empfänglich ist. Ferner kommt noch die Kontrolle durch den Geruchssinn, so daß ein Tier aus ausgesprochenen Worten des Menschen den Geruchssinn des Tieres sofort seinen Entschluß fassen kann.“

„Moran konnte Brent ablesen und so ganz am Anfang konnte, war dieser überzeugt, daß das Tier, das er sah, ein Wolfshund war.“

heraus so handle. Das Junge preßte seine Schnauze zwischen die Vorderpfoten und blickte seine gelben Augen auf Brent — mit Widen so wild und grauam, wie die eines Wabichs. Von der Farbe abgesehen, glichen sich die Augen der beiden und ein Strom von Feindseligkeit floß von Mensch zu Tier, von Tier zu Mensch.“

„Erst als Moran aufstand, um die Pferde zu füttern, erhob sich auch Bly und schloß den Blick von Brent. Doch kaum hatte Moran den Raum verlassen, so strebte das Tier von Brent fort, soweit es die Kette nur erlaubte.“

„Gereizt durch diese Bewegung, packt Brent die Kette dort, wo sie am Bein des Tieres befestigt war, und zog Bly zu sich heran. Das Tier stemmte sich dagegen, ward aber doch vorwärts geschleift, vergebens bemüht, sich am Boden festzuhalten. Als es nur wenige Fuß von Brent entfernt war, änderte sich die Taktik, es machte einen plötzlichen Satz und mit seinen weißen Fangzähnen schnappte es blitzschnell zweimal nach Brents Hand. Raum hatte er Zeit zurückzufallen. Bly trat wieder den Rückzug an, straffte die Kette und stand an ihrem Ende, mit gestäubtem Haar, voll Mut und Schrecken.“

Brent geriet in Koller, als er sah, daß die kleinen scharfen Zähne seinen Daumen geißelt hatten. Er schritt auf das Junge zu, hob seinen schweren Handschuh und ließ ihn auf Kopf und Ohren des Tieres niederfallen. Bly wollte Widerstand leisten, doch der Handschuh traf ihn auf Lehen und Ohren, und als er am Boden niederkauerte, ließ beläut durch den Regen von Fieber, ließ ihn Brent mit einem Schrei zurück, der ihm die Kehle den Raum.

„Dah darauf traten die beiden Männer in Begleitung von Moran wieder ein. Die drei plauderten, Bly lag in seinem Winkel, den Kopf nach Wollart wendend die Vorderbeine gepiegt. „Wollart, bewachte er jede Bewegung der drei Männer.“

„Moran schien ihm in keine der beiden Klassen zu passen, die er sich aufgestellt hatte, doch bald war auch hier sein Urteil fertig. In diesem Raume waren drei Menschen, gleichsam die Repräsentanten der drei Gruppen, in die er einst das Menschenvolk einteilte — es gab solche, die er dußelte, solche, die er haßte — mit wilder Inbrunst — und solche, die er liebte.“

„Das Gefühl, das er Moran entgegenbrachte, war daselbe, das er für die überwiegende Mehrzahl der Menschen empfand, die ihm im allgemeinen recht wenig bedeuteten und nur selten sein Interesse erregten.“

Brent hatte seine Geschäfte abgewidelt und ging. Moran blickte ihm nach. „Eine Bestie, dieser Kerl“, sagte er. „Rein Kunde von Menschlichkeit in ihm. Man braucht ihn nur ins Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß all das Grauliche wahr ist, was man von ihm erzählt.“

„Awwohl!“ sagte Moran, „hab's selbst erlebt. Höre da einmal ein Pferd schreien und tritt hinzu. Was sehe ich? Brent steht dort, mit der Peitsche in der Hand und gebärdet sich wie toll; bloß kullt er bei jedem Hieb: Hat nach mir geschlagen, hat nach mir geschlagen, darf nicht nach mir schlagen. Ich ritt schleunigst fort, um nicht in Versuchung zu kommen, ihn auf der Stelle umzubringen.“

„Bly hat ihn erkannt in dem Augenblick, da er eintrat“, sagte Moran. „Ein Tier läßt sich nicht täuschen wie unferne.“

Am nächsten Morgen schoß Moran ein Kaninchen, zog es ab und legte Bly das noch warme Fleisch vor.

Diesmal griff das Tier zu. Der Anfang war gemacht und nach wenigen Tagen nahm er

alles an, was er ihm reichte. Um aber im richtigen Gleichgewicht zu bleiben, lehrte es gegen alle anderen Menschen keine Wolfshunde heraus und verurteilte keinen Jäger, der nicht aus Morans Hand kam.

Seine Erziehung machte in jeder Hinsicht Fortschritte. Auf langen Spaziergängen führte Moran das Tier an einer leichten Kette mit sich. Am Haupte durfte es frei herumgehen und bald gab er ihm auch im Hofe Bewegungsfreiheit. Es war glücklich, dort herumzuwandern, so können und machte nie den Versuch, durchzubrechen.

Bald entfernte Moran gänzlich Kette und Halsband, und Bly blieb folgsam wie früher. Seine Welt drehte sich einm um Moran. Es war ein Fest für ihn, wenn er ihn im Hofe sah, und er trauerte, wenn er ihn nicht sah. Die Berührung eines anderen Menschen dußelte er nicht, und ließ wie ein Tod drückte er sich beiseite bei dem geringsten Zeichen solcher Absicht.

Von Zeit zu Zeit lehrte Brent in dem Hause ein und immer wieder flammte bei solchen Gelegenheiten des Tieres Haß mächtig auf, wenn es auch zwischen keine ursprüngliche Scheu vor Menschen abgelegt hatte und sich hütelte, ohne weiteres seine Zähne zu gebrauchen. Mißtraulich beobachtete es seinen Feind und bei der geringsten Bewegung sträubte sich kein Haar. Dabei gab es nie einen Laut von sich und gerade dieser schweigende tödliche Haß brachte Brent am meisten gegen Bly auf.

Zweimal, während Moran außer Haus war, versetzte er dem Tiere einen Fußtritt, als er bei seiner Annäherung das Haar sträubte. Gelegentlich durfte Bly ohne Kette seinen Herrn auf längeren Ausflügen begleiten. Moran vertraute darauf, daß die Anziehungskraft seiner Person stärker sein werde als der Haß der freien Berge. Dubelnd jagte Bly nach wilden Kaninchen, lehrte aber stets auf Moran zurück.

Das Rasiermesser

Erzählung
von Herbert Stegemann.

„Du versprichst es mir, mein Junge?“ fragte der Herzog von Saint-Croix, und Josef neigte den Kopf.

„Noch heute sollst du es haben, Herr“, flüsterte er, „noch heute abend.“

„Nun gut“, beschloß der Herzog und ließ eine starke Hand blinkenden Goldes in die Tasche des jungen Menschen gleiten, dann wurde ihm ja morgen in leidlicher Verfassung den bekannten Apparat beistellen können. Du bist ein guter Junge, Josef, und hast Verständnis dafür, daß ein Herzog nicht untertaucht sterben darf. Ich finde es, gelinde gesagt, brutal, daß man mir kein Rasiermesser erlaubt: Daß man mich töpfen will, nun, das begreift sich; aber man sollte es doch mit Anstand tun und nicht mit fälschlicher Unmännlichkeit. Nun, ich verlasse mich auf dich. In zwei Stunden bist du wieder da, nicht wahr?“

Der große blonde Bauernjunge aus der Bretagne, den die Wahlen der Revolution nach Paris verschlagen hatten, wo er bei seinem Onkel, dem Leutnant des berühmten Gefängnisses La Force, als Gefolge diente, tat, nicht zustimmend und verständig. Er eilte durch die düsteren Korridore, wo die Gefangenen und Verurteilten ihres Geschicks warteten, in die kleine Wohnung seines Onkels Dupont. Clobie, eine entfernte junge Verwandte Duponts, Josefs heimliche Verlobte, saß an ihrem Tischchen und stützte eine Freiheitsgöttin, wie damals alle jungen Mädchen taten.

„Clobie“, flüsterte er aufgeregt, „nun wi... alles gut. Denk! Du, vierhundert Franken — keine Assignaten, nein, alles schwebendes Gold hat mir der Herzog gegeben. Wir können heiraten, Clobie, heiraten, gleich morgen, wenn du willst...“

Das Mädchen hob den schönen dunklen Kopf und hielt ihm ihre volle Lippen, um die ein leichter Zug süßer Grausamkeit lag, deutlich entgegen. Sie ließ sich küssen. Dann fragte sie: „Zeig! her! Wahrhaftig! Aber warum hat er dir das Geld gegeben? Was will er von dir? Laufen lassen, Josef, kannst du ihn nicht. Dupont ist unbeschädigt und machmal. Die Sache würde uns den Hals kosten.“

„Keine Rede davon, Schatz“, fiel Josef ein. „Weißt du, was er will? Nichts als ein Rasiermesser! Das soll ich ihm bringen! Vierhundert Franken — das nenne ich mir einen Preis! Für einen Franken kaufe ich ihm das schönste Messer in ganz Paris!“

„Er kommt morgen dran, mit dem ganzen Schub Aristokraten“, fragte Clobie, und auf Josefs Widen fuhr sie fort: „Nun, dann ist es ja klar. Er will dem Bürger Samion zuvorkommen. Was sollte er sonst damit wollen? Es kann dem hohen Herrn doch gleichviel sein, ob ihm ein rasierender Kopf oder untertaucht in den Tod rollt!“

Josef hatte sich auf einen Hocker zu den Füßen des jungen Mädchens niedergelassen und blinzelte nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß es wahrhaftig nicht, Clobie“, meinte er nach einem Schweigen. „Diese Menschen sind anders als wir, und ich bin in all den Wochen nicht aus ihm klug geworden. Was für ein Auge dieser Mensch hat! Mir ist immer, er sieht einen gar nicht, und dabei ist er doch so hell, wie man es bei einem so großen Herrn kaum glauben sollte.“

„Dummkopf!“ warf das Mädchen spöttisch ein. „Er soll wohl! Du hast ihn ja in der Gewalt, als sein Wächter!“

„Nein, nein!“ wehrte der Bursche hastig ab, „das ist es nicht! Fürchtst du dich nicht! Er fürchtet sich auch nicht vorm Sterben. Und dabei ist er noch so jung! Noch nicht dreißig, so steht es in der Urkunde. Nein, Clobie — ich glaube bestimmt, er will sich nur rasieren, weiter nichts: das ist ja eine Laune, wie große Herren sie haben, wenn unfeiner das auch nicht versteht.“

„Er wird sich natürlich die Kehle abschneiden, du Kinds-Kopf“, sagte Clobie mit überlegenem Spötte. „Ich rate dir, laß die Hand davon. Du weißt: kommt die Geschichte an den Tag, so geht es dir selbst an den Hals. Es ist ein todeswürdiges Verbrechen, einen Verurteilten seiner geschäftlichen Strafe zu entziehen. Und an wen sollte man dabei eher als an den Schuldigen denken, denn an dich? Es ist Deinem schon aufgefallen, wie sehr du dich diesen Verrätern bemühst! Und er ist dir nicht grün, denn du weißt...“

„Er möchte dich selber haben, der alte Schuft!“ murmelte Josef, und in seine guten blauen Augen kam ein plötzlicher Haß.

„Nun also: Vorwärts, mein Junge! Das Geld hast du; das Messer vergißt du ihm zu bringen. Wenn er sich wirklich, wie du meinst, nur den Bart schaben will, dann kann er es ruhig entbehren. Nicht wahr? Gib mir einen Kuß! Du hast ein gutes Geschäft gemacht, mein Schatzchen!“

Aber in Josef erwachte der bretonische Bauer. „Nein, ich habe es versprochen“, sagte er nachdrücklich und ernst. „Ent-

weder bringe ich ihm das Messer, oder ich gebe ihm das Geld zurück.“ Clobie griff schnell nach dem Mädchen. „Gib es mir her“, flüsterte sie und verbarg es eilig in ihrer Tasche. „Welch ein dummes Geschlecht ihr Männer doch! Ich glaube wahrhaftig, du wärest imstande! Nein, nein, das Geld ist nicht mehr dein — es gehört uns und unserem künftigen Glücke. Und nun geh, du Dödel, Dupont kann jeden Augenblick hier ein. Es wäre nicht gut, wenn er uns zusammen fände...“

Sie drängte den zögernden zur Tür hinaus. Und in schweren Gedanken schritt Josef die abendlichen Gassen der menschengefüllten Stadt auf und ab. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, Clobie, das schlaue Geschöpf, diese kleine Pariserin, die soviel klüger war als der einfältige Bauernjunge, habe ganz recht, und es wäre am geschicktesten, das Geld zu behalten und sich nicht mehr um diese heisse Sache zu kümmern. Aber sein ehrlicher Sinn verwarf diesen Ausweg. Wie sollte er als ein Vortrüblicher wagen, unter die klaren Augen des jungen Herzogs zu treten? Ein Gespräch ohne Zeugen ließ sich vermeiden: aber die Augen — diese Augen...

Er ging in einen Laden und kaufte für den Rest seiner kleinen Vorräte das neueste Rasiermesser, das sich finden ließ. Es war schon spät, als er an Duponts Zimmer vorbeikam. Der schien auf ihn gewartet zu haben: er steckte den Kopf aus der Tür und wußte ihn zu sich heran. Clobie sah mit verneinten Augen auf dem kleinen Sofa und machte, als er eintrat, eine beschwichtigende Bewegung mit beiden Händen, als wollte sie sagen: „Sei ruhig, mach' um Gottes willen keine Dummhheiten!“

„Clobie hat mir alles gesagt“, begann Dupont mit schneidender Stimme. „Nette Geschichten machst du da, mein Sohn, und es wird ja das Revolutionstribunal interessieren, daß du verurteilte Verbrecher ihrer Strafe zu entziehen planst. Weißt du was? Ich werde dich ruhig Deinen Verrat an der Republik vollziehen lassen: gelangt dein Anschlag, pfuscht der Kerl unserem lieben Samion ins Handwerk, dann rollt auch dein Bauernschädel dort hin, wo sein Platz ist — zwar ist die Gerechtigkeit dann um den herzoglichen Kopf betrogen, aber dein schöner Kehltopf ist auch ein Erbsen, und es sind dann gleich zwei Schakalen weniger auf der Welt. Nun, wenn er sich wirklich nur seine Aristokratenhaut ein bißchen schaben will, dein hochgeborener Freund, und morgen frühzeitig vor dem Bürger Deiner heilige Vergebung macht — dann, mein Junge, steht du groß da: dann hast du schließlich nur eine harmlose Verzeigung gemacht. Aber sonst —“, er rief sich die Hände und schüttelte Clobie, die ihm mit einem verzweiferten Aufschrei um den Hals flogen wollte, umjast ab.

„Also grüße den durchlauchtigsten Herrn, mein Sohn“, höfnte Dupont weiter, und lieferte ihm das Messer nur hübsch aus. „Vergiß auch nicht, dir das Ehrenwort geben zu lassen, daß er sich nichts damit tun will! Du hast dann ja morgen früh eine recht angenehme Spannung vor dir: ob — ob nicht! Aber die Nacht, Freundchen, bist du mein Gast! Ich schäme dich zu sehr, als daß ich dich den Gefahren des nächtlichen Paris überlassen sollte. Vorwärts, Du machst Deinem hohen Freunde die Abendviertel, ich warde derweil bisfret vor der Tür, um Euer Geplauder nicht zu hören.“

Josef hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest. Sein Gesicht wirkte. Alles war verloren. Das Geld, das verfluchte Geld hatte ihn ins Unglück geführt. Es war klar, was der Herzog gemollt hatte; keine andere Möglichkeit gab es: dieses Rasiermesser, das er da in der Hand hielt, bejeigte



Ein bequemer Beruf.

Warum soll es untern den Medizinern, auch wenn sie Universitätsprofessoren sind, nicht auch Epäpögel sein, und warum soll das Ziel ihres Willens nicht auch einmal einer ihrer Studenten sein? Professor Zondler in Wien gehört jedenfalls dazu. Er hatte unter seinen Schülern einen jungen Mann, dessen Eifer im umgekehrten Verhältnis zu seinem Bemühen stand, sich durch Wichtigkeit und vorgetäuschten Interesse bei den Professoren beliebt zu machen. So fragte er auch einmal Zondler, zu welchem Spezialfach er ihm raten könnte. Der Lehrer sah ihn lange an, um dann im ernstesten Tone zu sagen: „Werben Sie Spezialität für Hautkrankheiten. Daran stirbt selten ein Patient, immer dauert aber die Behandlung sehr lange, und niemals klingelt einer wegen eines solchen Leidens den Arzt nachts aus dem Bette.“

das Vertrauen, das man ihm schenkte. Trotz dem lachte es ihn immer wieder, den Pferden an die Fänge zu springen; er blieb aber standhaft bei seiner Hundstafel, deren Wirkung durch den gewaltigen Schwung des Wolfes noch verstärkt wurde.

Unter seiner Aufsicht wurden die berüchtigten Ausreißer bald die gefügigsten Gefellen. Jeder Pferd noch Stier hatten Lust, sich ein zweitesmal seinen strahlenden Zähnen auszuweihen.

Binnen kurzer Frist galt Blüß als der beste Hirtentum der Gegend.

Drittes Kapitel.

Nur ab und zu beschäftigten sich Naturforscher mit dem seltenen Zwergfuchs, der einen bestimmten Teil der „Bablands“ und Zoberbrücke an den Ostabhängen der „Roches“ bewohnt.

Moran war schon lange auf der Suche nach einem Bau dieser winzigen Kerle, die, kaum größer als ein Eichhörnchen, ein verkleinertes Ebenbild des Canotins sind.

Außer dem Umstande, daß man jedes Jahr einige Stück in Copotensfällen oder mit Strohknäueln fängt, weiß man recht wenig über sie.

Um diese Gesellschaft genauer kennen zu lernen, änderte Moran im nächsten Frühjahr seinen Aufenthaltsort und übersiedelte in ein Waldhaus, das zur Bar T Farm gehörte und bloß im Winter bewohnt war.

Gleich am ersten Tage machte Blüß Jagd auf einige dieser Zwergfische. Seither hatte Moran zu wiederholten Malen etwas wie einen lebendigen gelben Strich vorbeischießen gesehen, und daraus schloß er, daß der Bau irgendwo in der Nähe sein müsse. Der Wolf, der nun schon ein Jahr alt war, hatte immer Lust, seine unheimliche Geschwindigkeit mit der seiner zierlichen Beutetiere zu messen. Das paßte nicht zu Morans Absichten, und zu seinem großen Mißvergnügen wurde Blüß jetzt oft an die

sein Verderben. Laufende Gedanken und Pläne schossen ihm durch den Kopf. Sollte er alles leugnen? Einfach behaupten, er habe sich das Messer zu seinem persönlichen Gebrauch gekauft? Und so, unter dem Zwange der plötzlichen veränderten Verhältnisse, Clobies Rat befolgen? Aber nein — er hatte das Geld genommen...

„Gib mir das Geld zurück, Clobie“, sagte er mit dumpfer Stimme. „Gib es mir zurück, ich brauche es.“

Die Schöne zuckte verzweifelt die Achseln und warf einen Blick auf Dupont.

„Ich habe es einstweilen an mich genommen“, versetzte dieser Biedermann ruhig. „Es ist sozusagen Rationalgut und bedarf sorgfältiger Verwahrung. Auch sehe ich nicht ein, was dieses Geld mit dem Messer zu tun hat.“

Josef machte eine Bewegung, als wollte er sich auf Dupont stützen; aber der hob die Hand: „Keine Dummhheiten, mein Sohn“, meinte er nachlässig. „Du siehst: ich brauche nur zu klingeln, und die Waage ist zur Stelle. Das Geld ist sicher aufgehoben, das bekommst du sobald nicht wieder zu sehen.“

Der Unglückliche blieb einen Augenblick schweigend stehen. Dann war ihm klar, was er zu tun hatte: er hatte das Geld genommen — nun wohl, er mußte, wenn er ein ehrlicher Mann bleiben wollte, dem Herzog das Messer abliefen: möchte kommen, was da wollte. Er wandte sich ab und ging seines Weges.

Der Herzog nahm das Messer lächelnd entgegen. „Gut gemacht, mein Junge“, lobte er erwidert. „Du bist ein Mann von Wort: Ihr Bretonen seid alle so. Gute Nacht, Josef, Du hast mich immer gut bedient. Ich war zufrieden. Laß dir's gut gehen. Wie schade, daß ich mich nicht bei dem ersten Kinde, das Deine Clobie haben wird, zu Gevatter bitten kann. Ich fürchte, ich werde dann in keinem sehr repräsentablen Zustande mehr sein. Und nun schlaf wohl und wach' mich bei guter Zeit!“

Josef verbrachte in dem engen Naume, in dem ihn Dupont eingeschlossen hatte, eine fürchterliche Nacht. Was war nur mit ihm? Der große seltsame Junge hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Er sah das Nichtheil vor sich, er fühlte es in seinen Nerven einschneiden — kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Gleichgültigkeit den letzten Dingen gegenüber, an die ihn die grausigen Vorgänge der letzten Monate gewöhnt hatten, fiel von ihm ab wie ein loses Gewand. Ah, diese Clobie! Diese falsche, schändliche Schlange! Ein schredlicher Gedanke froh dem armen Jungen über die Seele: hatte sie ihn am Ende nur verraten, um sich ungehindert im Besitze des Geldes behaupten zu können? Ja, so war es! Keine weibliche Unbesonnenheit konnte es gewesen sein — wußte sie doch, daß Dupont selber mit begehrenden Blicken betrachtete und nichts heißer wünschte, als den verhassten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen! Ihn schauderte. Die ganze Welt schien um ihn her zu wanken, die Geräte des kleinen Gemaches nahmen gespenstische Formen an und rückten grinsend und drohend gegen ihn heran. Und selbst in seinen Phantasien drängte sich allmählich mehr und mehr die Gestalt des Herzogs vor, und ihm war, als ränge sein bester Freund oder seine Geliebte mit dem Tode. Josef war gewiß nicht weichherzig, und zu der natürlichen Ruhe des Bauern war allmählich noch die lange Schule des Grauens gekommen, die er durchgemacht hatte. Aber dieser Mensch, der über den Tod nur lächelte, schien ihm ein höheres Wesen: jedes Wort, jeder Blick des Gefangenen gewann Leben und Bedeutung für den Träumenden, und wie ein ungeheurer Alpdruck lastete der Gedanke, daß vielleicht jetzt, in dieser Minute, das Messer den schlanken Hals durchschneiden mochte, auf dem zerglühten Gehirn des jungen Bauern.

Gegen Morgen verfiel er in einen tiefen Schlaf der Ermattung und verwirrt fuhr er auf, als Dupont ihn an der Schulter rüttelte. „Immer munter alter Junge“, meinte er gut gelaunt. „In einer Viertelstunde kommen die Kommissare, und dann fliegen meine Vögelchen aus. Nun wollen wir einmal sehen, wie sich dein Freund rasiert hat. Ich fürchte, gründlich. Und dann, mein Bräuer, bist du gleich mitrasiert — bis auf die Knochen: ein Plätschen auf dem Karren wird vielleicht logat noch frei für dich sein!“

In dumpfer Ergebung folgte Josef seinem Reinger. Dupont schloß die Zelle auf. Der Herzog hatte sich mit Sorgfalt angekleidet und rasiert: das Messer lag auf dem kleinen Tischchen, und der Verurteilte schritt gelassen in dem Naume hin und her. Er wandte den Eintretenden sein großes Auge zu. Ein leichtes Lächeln ging über seine Züge, als er Josefs angstvolle Verwirrung bemerkte. Auf dem Gange ließen sich Schritte hören: die Kommissare und Wachen riefen Namen auf, und im Nu war die Zelle mit Menschen gefüllt. Josef, zwischen Leben und Tod schwankend, warf sich auf die Knie und drückte die Hand des Gefangenen an seine Lippen, der dem Burschen so leise, daß niemand es zu hören vermochte, zuflüsterte: „Dein Messer war gut, mein Junge — und Du siehst, ich habe mich nicht geschnitten.“

Reihe gelegt, die an dem Schloßhofen der Faus-türe befestigt war.

Morgens und abends lag Moran auf einem nahen Hügelrücken, der guten Ausblick bot, und suchte mit keinem Felsbrot das Gelände ab, um den Aufenthaltsort der schnellfüßigen Familie auszuforschen.

Ofters kamen Leute von der T Farm vorbei, die gerne ein Wellchen schmecken, um mit Moran zu plaudern oder wenigstens im Vorbeigehen aus dem Sattel einige Worte mit ihm zu wechseln. War Moran nicht dabei, so verabschiedeten sie sich, Blüß ein paar freundliche Worte zuzurufen, blickten sich aber, ihm nahe zu kommen. Es war bekannt, daß dieser mächtige Wolfshund mit den funkelnden und gelben Augen keine Berührung von fremder Hand dulde. Bevor sie noch in Sicht kamen, hörte das Tier bereits den dumpfen Hufschlag und das Kratzen des Sattellebers, auch witterte seine schnuppernde Nase schon lange vorher das Naben jedes Fremden.

Eines Morgens ritt Brent zu Morans Pötte. Dort erwartete ihn schon Blüß, steif und starr mit gesträubtem Haar.

Brent sprang vom Pferde und schritt gegen die Tiere. An Blüß bewegte sich nichts als die Augen, die Brent aufmerksam verfolgten. Da Moran ausgegangen war, machte er leicht, um sein Pferd wieder zu besteigen. In der Hand hielt er eine schwere Peitsche. Als er an Blüß vorbeikam, schmierte er achlos nach dem Wolfe.

(Fortsetzung folgt).



Ein Stein und ihr Grimm

Mutter, hilf mir!

Sollen und können die Eltern bei den Schularbeiten helfen?

Gehe wir an die Beantwortung dieser Frage herangehen. Sei in kurzen Worten der Sinn der Schularbeiten aufgezeigt. Die Hausaufgaben verarbeiten im Wesentlichen das, was am Morgen in der Schule gelernt wurde. Während man früher ihren Hauptwert in der gedächtnismäßigen Einprägung des Wissensstoffes sah (das Kind also meist auswendig lernen ließ) hat sich heute die Anschauung gewandelt. Man will den Schüler zeigen lassen, daß und wie er die in der Schule gelernte Arbeitsmethode auf einen ähnlichen Stoff anwenden kann. Der Wert der Hausarbeit steigt mit ihrem individuellen Gepräge, steigt, je mehr Vertiefung und Entfaltung der Phantasie, je mehr Kombinationsgabe und eindringendes Nachdenken sie erfordert. Gewissenhafte Erledigung der Hausaufgaben erzieht zur Selbstständigkeit, Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, weckt das Verantwortlichkeitsgefühl. Das mit den Arbeiten verbundene Wertgefühl gibt dem Schüler Freude an der Arbeit und Achtung vor ihr.

Wie soll sich nun das Elternhaus zu den Schularbeiten stellen? In allen Fällen sollen die Eltern, besonders die Mutter, ein freundliches Interesse dafür an den Tag legen: Das begabte Kind wird zu weiterer Arbeit angeregt, das langsame aufgemuntert, — und das träge aufgerüttelt.

Aufgabe der Mutter ist es vor allem, dafür zu sorgen, daß das Kind die Schularbeiten rechtzeitig anfertigen kann und dabei ungestört bleibt. Mütter belassen hier oft unbewußt ihre Kinder, besonders die Töchter. Schon die Aufforderung zur kleinsten Hülfsleistung kann aus einem verwickelten Gedankenverlauf zusammenhängen, in den man sich nachher schwer wie der einarbeiten muß. Wie soll das Kind Freude an der Arbeit bewahren und seine Gedanken zusammenhalten können, wenn es jeden Augenblick gerufen wird und bald dies, bald jenes befragen muß? Es ist ein berechtigtes Verlangen des Kindes, während der Zeit der Schularbeiten ungestört zu sein — und diese Rücksichtnahme sollte nicht so selbstverständlich und gedankenlos von mancher Mutter beiseite gesetzt werden.

Ferner soll die Mutter dafür sorgen, daß dem Kind in den Mittagsstunden eine genügend lange Erholung bleibt. Es kann sich nach der Anstrengung der Schulkunden nicht gleich wieder an die Arbeit begeben. Bei Volksschulen mit Nachmittagsunterricht darf in der Mittagspause keine Schularbeit gefordert werden. — Man kontrolliere gelegentlich die Zeit, die vom Kind auf die Schularbeiten verwandt wird. Sie sollte auch beim Schüler höherer Lehranstalten nicht mehr als etwa drei Stunden betragen. Gewiß kommt gelegentliche Überbürdung vor, von der man in ruhiger, sachlicher Form dem Lehrer Mitteilung machen möge; — aber vor solchen Beschwerden erfindet man sich genau, ob der Schüler tatsächlich die ganze Zeit intensiv gearbeitet hat und nicht die Arbeiten für verschiedene Tage aufzulassen ließ.

Bei arbeitsfähiger Arbeit in der Schule und zu Hause wird der Schüler nur selten in die Lage kommen, um häusliche Hilfe zu bitten. Wo es dennoch häufiger geschieht, mögen die Eltern durch Rücksprache mit dem Lehrer den Grund zu klären suchen.

(Ein paar Nachhilfsstunden, ein Stillestium, Repetieren einer Klasse zur rechten Zeit, ersparen oft viel Ärger und spätere größere Auslagen.) Ein körperlich schwaches Kind sollen ehregeizige Eltern nicht noch künstlich anspornen, wenn es i. a. seine Pflicht tut. Es ist viel wichtiger, daß dem Töchterchen oder dem Sohn das gesündeste Kind der Klasse ist, als daß er oder sie Klassenbeste sind durch Opfer an Gesundheit und Nervenkraft.

Wenn ein Kind gelegentlich eine Arbeit nicht leisten kann, suche man zuerst zu erfahren, ob das nicht die Folge von Unachtsamkeit in der Schule oder von Müdigkeit und Faulheit ist. Manches Kind verbringt erst den ganzen Nachmittag mit Spielen, Umherlaufen, es hockt stundenlang über Unterhaltungsbüchern; die Gedanken zerflattern, zerstreut und müde setzt es sich abends an die Arbeit. Kann da etwas Rechtes zustandekommen? Da werden nun Vater oder Mutter oder sonst jemand aus der Familie zu Hilfe gerufen. Der Vater aber, der nach der Tagesarbeit in der Familie Ruhe und Erholung sucht, wird es nicht eben freudig begrüßen, wenn man ihn zur Lösung einer mathematischen Aufgabe, die dem Sohn gerade nicht liegt, oder zur Erklärung schwieriger Stellen eines Schriftstellers heranzieht. Tatsächlich sollte man in diesem Fall das Kind aus erzieherischen Gründen im Stich lassen, aber doch für den Wiederholungsfall damit drohen.

Gerade das schwachbegabte Kind wird sich öfter nach häuslicher Hilfe umsehen. Da heißt die wichtigste Forderung für die Mutter: Ruhe und Geduld bewahren, vor allem das Kind niemals anfahren. Sie muß hier wieder und wieder ermutigen, Teilerfolge loben und anerkennen.

Manche Eltern treiben und drängen das unbegabte Kind zu viel, gönnen ihm kaum die nötige Erholung. Hier soll man den Bogen nicht überbücken durch unvernünftig lang fortgesetztes Lernen, sondern man lasse dem Kind eine Zeitlang zum Ausruhen und zur Unterhaltung. Die Arbeitslust wird durch übertriebene Anforderungen ebenso sicher genommen wie durch Nachlässigkeit oder falsche Hilfe — und es kommt ja vor allem darauf an, sie zu erhalten und in entsprechende Bahnen zu lenken.

Wie soll nun die tatsächliche Hilfe beschaffen sein? Durch Fragen, unterstützende Erklärung ist das Kind zum Denken zu bringen und zur Selbstständigkeit anzuregen. Statt dessen gibt man ihm häufig ohne weiteres die Antwort, fertig mitunter gar die Aufgaben ganz oder zum größten Teil selber an; das Kind braucht das Ganze bloß abzuschreiben. Das schwachbegabte Kind lernt auf diese Weise nie, das begabtere wird zur Faulheit erzogen.

Vor allem hüte man sich, Art und Umfang der Schularbeiten vor den Eltern des Kindes zu tabeln oder eine abfällige Kritik über den Lehrer auszusprechen.

Das Kind soll spüren, daß die Familie seine Arbeit ernst nimmt und schätzt, ihm hilft, sie vor allen häuslichen Angelegenheiten und Veranlässungen zuerst zu erfüllen. Das ist die beste Hilfe, die das Elternhaus dem Kinde geben kann: sie gewöhnt es an die Hauptpflicht des Tages, an Berufstreue. K. Br.

Das Fenster 1933.

Reinhold: Bewegte Mauer steht das grüne Meer,
Sahd still wie ruhige Hand,
Vom Blühen hell der blauen Hand,
Den tiefsten Grund durcht das abergläubische Astequer —
Da wieder — hier,
Da wieder — dort,
Spielt Gottes Wind hinein,
Das seine Welt ist tiefenhaft durchwühlt — —
Ein Lenz
Dem alten Volk und mir,
Ein Lenz
Für neuen Wein und Reim.

Junius: Die Luft geht still,
Und Mond schaut voll
Aus höchstem aller Bäume,
Noch nähern will
Sich Venus Mars
Im Lauf durch ewige Räume.

J. E.

Die wahre Bildung.

Ein gewisser Bildungsmangel findet sich zuweilen gerade bei Leuten, die auf ihre Bildung stolz sind, die gute Manieren haben und sich niemals gehen lassen würden. Sie verdanken ihr Benehmen der guten Kinderstube ihres Elternhauses und vergessen, daß weder ihre gesellschaftliche Formlichkeit noch ihre sorgfältige Ausbildung ihr alleiniges Verdienst sind. Weidese haben ihre Eltern ihnen zuteil werden lassen. Gewiß, sie haben das Ihre getan, die Gaben eines freundlichen Geschicks zu bewahren und zu vermehren; daß sie einen Vorsprung vor jene haben, die bei gleicher Tüchtigkeit und gleichem Fleiß weder durch gesellschaftliche Erziehung von Kindheit auf, noch durch höhere Schulen gefördert wurden, ist ganz natürlich. Aber auf diesen Vorsprung stolz zu sein, das ist Bildungsmangel. Die wirklich Gebildeten machen eine unverdiente Schicksalsgabe nicht stolz, sondern bescheiden; sie wissen es: wäre der Kinderbegünstigte ihnen in Können und Wissen vollkommen gleich, so wäre er ja viel strebsamer und tüchtiger als sie. Nicht die Herkunft allein entscheidet den Weg, den einer geht, und das Ziel, das er erreicht, sondern die Gaben, die er dafür mitbringt, die innere Berufung! Kennen wir nicht alle Menschen auf verantwortungsvollen Posten, die gewiß fleißig und tüchtig sind, bei denen wir aber doch spüren: nicht innere Berufung hat sie zu ihrem wichtigen Amt gebracht, sondern die glücklich bestandenen Prüfungen, die doch leider zum großen Teil eine Geldfrage sind. Daß dem wirklich Talentvollen und Strebsamen freie Bahn werde, ganz gleich wie seine Kinderstube ausliehe, das ist heute notwendiger denn je. Gelanzt er in höherstehende Kreise, so verdient er erst recht Hochachtung.

Meist wird der Strebende all seine Kräfte für die berufliche Entwicklung gebraucht haben; die gesellschaftlichen Formen

waren ihm nicht so wichtig; er fand auch vielleicht nicht Gelegenheit, sie zu pflegen. Mit Staunen muß man sehen, daß dies manchmal geringfügig betrachtet wird. Ist es nicht auch ein Bildungsmangel, etwas so Natürliches lächerlich zu finden? Zur Bildung gehört auch Verständnis für das natürliche Gewordene. Seine eigene Formgewandtheit von jedem anderen zu verlangen, zeigt eine Beschränkung, die sich mit echter Bildung nicht verträgt.

Aber zu diesem Verständnis gehört nicht nur gesellschaftliche, sondern Herzensbildung. Die angenehmen gesellschaftlichen Formen, die wir immer hochschätzen wollen, sind ursprünglich der Ausdruck seiner und aufklärerischer Herzen; ohne diesen ihren tiefsten Sinn hätten sie wenig Wert. Wer sich

für Kinder:
Kathreiner
mit Milch!

über das fehlerhafte Deutsch eines Menschen lustig macht, die mangelnde Gewandtheit eines Gelehrten verspottet, sich erhaben vorstellt, wenn jemand ein Fremdwort falsch anwendet — der sollte doch noch selber manches für seine Bildung tun. Nicht, daß man solche Entgleisungen gelegentlich nicht heiter aufpassen dürfte; aber zu Geringschätzung liegt nicht der mindeste Grund vor. Der am höchsten Gebildete empfindet auch im weitesten Sinne alle seine Mitmenschen als Brüder und Schwestern, und ihre kleinen Mängel nimmt er als menschliche Eigenart selbstverständlich hin. Denn je höher man steigt, um so endloser dehnt sich die Ferne der Vollendung. Marie Gerbrandt.

Gesunde Kost auf der Reise.

Mit Erfrischen und Beförderung wird man auf der Reise zuweilen das Verhalten mancher Mitreisenden beobachten. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß Reisen Hunger gibt. Aber wie könnte ein harmloser Magen vertragen: Schokolade bei der Abfahrt, Auspacken und allmähliches Aufheizen eines größeren Überbrottes, Würstchen bei der nächsten Station, Bier an der übernächsten Haltestelle, Eis und Süßigkeiten, Gebäck und Obst an den weiteren Haltepunkten, dann Mittagessen im Speisewagen als ob der Magen noch ganz leer und nüchtern wäre, Kaffee und Limonade auf der Weiterfahrt, Bonbons und

Fruchtpasteten, und das alles in einen und denselben Magen. Die Reisezeit wird auf solche Weise vielleicht ganz angeregt vertrieben, aber es ist wirklich kein Wunder, wenn ein solcher Mensch am nächsten Tag krank zu Bette liegen muß, weil ihm die „Reisefol“ nicht bekommt.

Wer heute bedacht und verständig reist, braucht sich vor der wirklichen Reisefol nicht zu scheuen. Es ist eine höchst erfreuliche Einrichtung, daß bereits auf zahlreichen Bahnhöfen eigene Milchstände in den Genuss der willkommenen und bekömmlichen Milchfoll ermöglichen. Reisen sind natürlich immer mit gewissen Unregelmäßigkeiten verknüpft; die gewohnten Zeiten der Mahlzeiten lassen sich vielfach nicht genau einhalten. Da begrüßen es viele Menschen besonders, wenn ihnen die auch sonst gewohnte Kost in einer einwandfreien Form zur Verfügung steht. Sie wissen, ihr Darm arbeitet besser und gewissenhafter, wenn sie die gewohnten Mengen Milch oder Sauermilch oder Topfenkäse usw. erhalten, ihr Magen ist auf die Milchabkömmlinge eingestellt. Heute ist auch überall geeignete Kühltaschen der ansehnlichen Butter usw. möglich, so daß sie in ganz frischem und unverdorbenem Zustand auf Bahnhöfen und in Bahnhofsmilchstuben verkauft werden kann.

Es ist aus verschiedenen Gründen zweckmäßig, sich vor dem Antritt einer längeren Reise mit Reisesprobiert zu versehen. Allerdings Unannehmlichkeiten lassen sich durch solche Vorbehalte vermeiden. Frische Butter und die verschiedenen Käseforten, zusammen mit Brot und etwas Obst, sind hier sehr geeignet. Mit Rücksicht auf die anderen Reisenden im gleichen Abteil wird man dabei möglichst keine Käsearten wählen, die starken Geruch verbreiten. Das ist aber auch gar nicht erforderlich, denn sowohl in Magerkäse wie in Halbfett- und Fettkäse gibt es stets Sorten, deren Geruch in keiner Weise auffallend ist. Butter, die man mit genommen hat, hält sich lange Tage frisch, wenn man sie während einer mehrtägigen Reise jeden Abend in einen kühlen Raum legt (evtl. in den Kühltasche des Hotels, der sicher bereitwillig zur Verfügung gestellt wird). Wo es zur Verfügung steht, wird man kaltes stehendes Wasser benützen.

Für kleinere Kinder kann man die daheim bezogenen Milchfollchen auf die Reise mitnehmen. Dadurch haben die Kinder lediglich den Wechsel zwischen der Milch des heimlichen Wohnortes und der neuen Milch des Reisezieles mitzumachen, und Erwachsene, die Milch als Getränk lieben und sie während der Bahnfahrt nicht missen wollen, werden sie fast überall am schmeckenden Wagen des Bahnhofsverkäufers, in der Sommerzeit gut gefüllt, erhalten.

Dr. W. S.

Vom Geben.

Von euch, ihr fruchtbaren Bäume, habe ich die Freude des Gebens gelernt, und auch von dir, du seliger Junimorgen, wenn du über Wiesen die kristallene Tauchschale neigst.

Ihr alten Bäume mit dem purpurgoldenen Rund im Herbst, dunklen Rand trägt keinem eure Schätze nach, aber wer zu euch kommt und blickt, dem bietet ihr sie ohne viele Worte.

Ihr gebt nicht, daß ihr wieder empfangen möget: den gepukten Reichen, der im stinken Bäumen unter euch dahinfährt, laßt ihr unbegabt, aber dem verstaubten Wanderburschen schüttet ihr die Früchte in den Ransen und wehrt selbst dem frechen Jungen nicht, der unersättlich in euer Geäst greift.

Und von dir, du Sommermorgen, lerne ich dies, daß man Glanz auf der Stern Tragen und auf laulosen Sohlen schreiten muß, wenn man die Gabenschüssel im Arme hält.

Denn deinen silbernen Segen schüttelst du nicht unter Windesgebräus oder mit mürrischer Miene aus, sondern ganz leise und mit strahlenden Augen.

Und ich weiß nicht, was die Wiesen mehr freut, die Gabe oder deine glühende Günst.

Steinmüller: Rhapsodien von der Freude.
Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Kochrezepte.

Stachelbeer-Pastete (Pie). Aus einem Pfund Weizenmehl, einer Tasse voll Margarine und einer Tasse Kofosett macht man unter Verfüßung von kaltem Wasser einen Teig, der sich leicht ausrollen läßt, oder man bereitet den Teig aus einem Pfund Mehl, ½ Pfund Margarine, einem Backpulver und einer halben Tasse Wasser. Eine gefettete Auflaufform wird mit dem Teig an Boden und Rand ausgelegt. Auf den Boden wird Reibrost gestreut, geschmorter Stachelbeeren, die nicht zerlegt und nicht flüssig sein dürfen, werden hineingelegt. Reibrost wird übergestreut und das Ganze mit einem Teigdeckel zugedeckt, den man am Rande mit einer Gabel fest andrückt. Die Pastete wird bei ziemlich harter Hitze hellbraun gebacken und heiß auf den Tisch gebracht.

Mondamin-Speise mit Stachelbeeren. ½ Pfund Stachelbeeren wird weich gekocht, gefüllt und, wenn nötig, mit einer Messerspitze voll Mondamin gebackt. Nachdem die Masse erkalte, tut man sie in eine Glasschüssel. Darüber streicht man eine dünne Schicht Apfelfinen-Marmelade, die man mit zerdrückten Matronen, Keks oder Kuchenresten bestreut. Hierauf bereitet man aus ½ Liter Milch, 50 Gramm Mondamin, etwas Vanille, 50 Gramm Zucker und einem Eigelb eine Mondaminspeise, die man fünf Minuten kochen läßt. Sobald sie etwas abgekühlt, zieht man den Eierförm unter und füllt die Speise, die noch warm sein muß, über die Kuchensticht.

Kirschenmännchen. (Ein bayerisches Gericht.) 12—15 alte Brötchen werden ganz fein und dünn geschnitten (etwa in der Art, wie man einen Apfel schält) und mit ½ Liter fettem Milch überzogen. So läßt man sie zugedeckt, eine halbe bis eine Stunde stehen. Hierauf gibt man zwei bis drei zerquellte Eigelb, etwas Zucker und abgeriebene Zitronenschale darüber und zieht zuletzt den heißen Schnee der Eier unter. Unter das Ganze mischt man zwei Pfund saure Kirschen, füllt die Masse in eine leicht gefettete Auflaufform und backt sie eine halbe bis dreiviertel Stunde lang im Ofen.

Erdbeerlatte (roh hergestellt). Fünf Pfund Erdbeeren, 1½ Liter Wasser, 50 Gramm Zitronensäure. Man läßt dies in einem Topf 24 Stunden ruhig stehen, läßt es dann durch ein Siebchen laufen. In den Saft gibt man 5 Pfund Zucker und ein halbes Glas Zitronensäure; gut verrühren, das Ganze wieder durch ein Siebchen laufen lassen. Schneidet ausgezeichnet, behält das Aroma der frischen Erdbeere. Die Mischlauge — es bleibt nicht viel, fließt fast alles durch — lassen sich zu Kompott gebrauchen.

Die Kinder.

— Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen: so wie Gott sie uns gab, muß man sie haben und lieben, sie erziehen auf beste und jeglichen lassen gewähren, denn der eine hat die, die anderen andere Gaben, jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise gut und glücklich.

Goethe.

Ein guter Rat:
ODOL
ZAHNPASTA

Ungolitische Chronik

Neu, 18. Juni 1933

Allesamt Jakt.

Es gibt Leute, die regen sich grundfächlich auf; sie suchen geradezu nach Dingen, mittels derer sie sich ein Bein ausreißen können; das ist natürlich nur bildlich gemeint. In Wirklichkeit wollen sie sich kein Bein ausreißen, sie wollen sich nur ärgern, alldieweil und fintelmalen dieses Ärgern ihr Element ist, in welchem sie wachsen, blühen und gedeihen. Sie kommen meistens mit der täglichen, kleinen Katastrophe nicht aus, die nun einmal jedermann zu überstehen hat. Außer dieser kleinen Katastrophe brauchen sie nicht mehr; sie müssen zuweilen etwas Knüppelbrot haben, woran sie sich aufregen können, bis sie — mit Erlaubnis zu sagen! — schwitzen.

— Vor einigen Tagen, ich glaube, es war am vergangenen Samstag, da hatte mir jemand eine sehr ausführliche Einleitung geschickt, in der sich prachtvoll darüber aufgeregt wurde, daß die Sprengwagen nicht in den heißen Tagen in Tätigkeit träten, obwohl die Stadt Neus doch so wunderbare Exemplare davon im städtischen Marfiall haben habe; Sprengwagen, Straßenbeleuchtung und Straßenbahn gehören zum eisernen Bestand aller Redaktionen; sie sind der unerschöpfliche Quell, aus dem man vielen Leuten immer neues Labfal und neue Freude schöpfen kann, wenn man gelegentlich feste darüber schimpft; man sollte auch — vom Redaktionsstandpunkt aus gesehen — keine derartige Gelegenheit auslassen, namentlich dann nicht, wenn man sonst nichts Besseres hat; und so hatte ich denn auch ernsthaft vor, die Sprengwagen-Einleitung zu veröffentlichen; sie rauchte von vorn, sie qualmte von hinten, kurz, sie war brauchbar, weil ein Sprengwagen, über den man sich aufregt, außerordentlich widerstandsfähig ist, und vor allen Dingen auch die angenehme Eigenschaft hat, daß er nicht „zuweils Reklamation“ oder unter Verufung auf den § 11 des Pressegesetzes auf die Redaktionsstube kommen kann; das wäre immerhin unangenehm. Denn Sprengwagen können ja nicht die enge Treppe herauf. — Aber am Samstag oder am Sonntag, da ich meinen Sprengwagen-Befehlswortbrief „aus dem Letterkreis“ in die Zeitung setzen wollte, da regnete es so sehr, daß ich doch meine Gedanken besam und einen Zurückzieher machte. Montag regnete es auch noch; auch am Dienstag ging es noch nicht, weil wirklich kein Anlaß vorhanden war, das Fehlen des Sprengwagens zu beklagen.

An diesem Dienstag-Nachmittag kam mein Mann auf die Redaktion; die hohen Treppen hatten ihm den größten Teil jener Luft genommen, die nötig ist, um kräftig schimpfen zu können. Aber er erhob sich wieder; mit der fortschreitenden Genesung vom Treppensteigen wurde er unternehmender, und dann wußte ich sehr bald, daß mein Besuch der Verfasser des Sprengwagen-Artikels war; er fand es unglaublich, daß sein Brief noch nicht in der Zeitung gestanden hatte; er plagte fast vor Zorn, und er erzählte mir mit geschwollenen Adern, daß er sich seit je für kommunalpolitische Dinge sehr interessiert habe, und daß er ansonsten sehr geschickte Feder habe, und daß andere Zeitungen sozusagen in seine Einleitungen verliebt wären. Das habe ich ihm geglaubt, insofern mir auch gleichzeitig der Gedanke kam, daß ich mit einem solchen „Knüttelbrot“ nicht verheiratet sein möchte; gefagt habe ich ihm das allerdings nicht; denn das stand ja nicht zur Debatte, außerdem bin ich relativ gering gegen Zummuschaden versichert. —

— Ich habe dann — lautmütig und demütig von Herzen, wie ich nun einmal bin — versucht, das Gespräch auf kommunalpolitisch zu bringen und ihn um einen brauchbaren Vorschlag gebeten, was man eventuell mit städtischen Defiziten machen könnte; mit solchen Gedanken und Erwägungen kann man sich nämlich schon seit Jahren ein Denkmal verdienen. Aber diese sachlichen Auseinandersetzungen lehnte er ab; er wollte Gedankenfreiheit und er wollte schreiben, darüber er wollte, hat er gesagt; das städtische Defizit ginge ihn „einen Dreck“, an, sagte er in bester Prosa. Er verlangte, daß der Artikel über seinen Sprengwagen spätestens bis Mittwoch in der Zeitung zu stehen habe, sonst — wollte er ihn wieder haben; die fürchterlichen Folgen bestanden darin, daß er drohte, er werde sein Abonnement abbestellen, obwohl er mehr als 20 Jahre unsere Zeitung beziehe. Ich sagte ihm, daß ich den Verlust eines so aktiven Lesers außerordentlich bedauern würde, daß ich aber andererseits keine Möglichkeit sähe, den Sprengwagen-Artikel eher in die Zeitung zu setzen, bis es aufgehört haben würde, zu regnen, bis der Staub in richtiggehenden Wolken vom Himmel fiele. — Dann forderte mein Sprengwagen-Mann seinen Artikel zurück; er wollte ihn zu einer anderen Zeitung bringen; die würde ihn mit Handfuss nehmen. Und dann habe ich den Brief aus meinem Eisschrank geholt, und großend zog mein Mann von dannen. —

— Seit Mittwoch sitze ich auf derauer und warte, ob andere Zeitungen den Artikel bringen; bis jetzt ist es noch nicht passiert. Sollte der Sprengwagen-Mann bei Kollegen anderer Zeitungen vorgesprochen haben, so sollen sie mir nicht böse sein. Ich konnte nicht anders!

— Die vergangene Woche war auf diesem Gebiete besonders aufregend; ich habe viel Besuch gehabt, der was zu meckern hatte. Drei Leute sind mit langen Palmen angetreten, die in die Zeitung wollten; sie wurden immer wieder geschlagen durch später kommende. Bis zu 235 Meter haben wir es schon gebracht; aber draußen wachsen die Dinger noch immer weiter. Der Jahresbedarf ist immer noch nicht erreicht; es ist so die Eigenart der Fruchtstämme, daß sie immer weiter wachsen. Und ich warte auf den abfoluten Befehl. Und jeden Tag kann man doch nicht was über lange Palme schreiben, nemaher?

— Mit dem ersten Erdbeeren habe ich in diesem Jahre kein Glück gehabt! Die hat man mir in diesem Jahre nicht zwecks Prüfung auf Form, Farbe und Geschmack auf die Redaktionsstube gebracht; die Zeiten ändern sich eben; wahrscheinlich sind in diesem Jahre damit andere Kollegen bedacht worden. Die Günst hat sich verschoben; wir schauen diesmal durch die Rohre; wir kriegen in diesem Jahre das, was Johannes bekommen hat; der bekam nämlich gar nichts; aber dennoch war Johannes sehr zufrieden.

— Wenn erst der Herbst kommt, und mit ihm die dicken Runkelrüben, dann werden wir auch wieder von den

Früchten des Feldes bekommen, die uns in der augenblicklichen Jahreszeit zwar besonders schätzenswert erscheinen, aber doch vorenthalten bleiben; solche Redaktions-schmerzen muß man aushalten können. — Und wir können.

Um das Unglück voll zu machen, haben wir dann auch noch „christlichen Besuch“ bekommen; der teilte uns mit, daß wir in letzter Zeit verschiedentlich Benennungen gebraucht hätten, die wir erst vor Kurzem mit Erfolg bekämpft hätten. Es gebe keinen „Nordpark“ mehr, sondern nur einen Weihenberger Park; und auch der Südpark heiße längst „Selkumer Park“. Und die Südbüde heiße richtig „Neuer Büde“. Damit nun auch unsere hartgeprüften Leser das nicht verpassen, wollen wir es noch einmal zur allgemeinen Ansicht veröffentlichen; nicht, daß mir einer das noch einmal verfehlt macht! Dann schreibt O. J. einen Brief; und dann kommt ihr war erleben! Ich warne Neugierige! Hand aufs Herz, geliebte Leserin, guter Leser, — haben wir es nicht schwer? — Na, also!

Ein schön Galanzanfall.

Am übernächsten Sonntag wollen die Heimatfreunde die längst geplante Expedition zur Erstquelle unternehmen, die man als eine Art Wallfahrt wird ansprechen können. Wenigstens stelle ich mir das so vor, wenn die würdigen Männer von der Heimatfreunde-Vereinigung in die Gifel pilgern, um sich zu überzeugen, wie der Ursprung unseres Nationalstromes, der Erst, eigentlich aussieht. Ich bin einmal gespannt, ob diese Expedition zustande kommt; denn die Zeiten sind solchen Unternehmungen ja nicht besonders günstig; aber es wäre schade, wenn die Reise mangels Masse etwa ausfallen würde, was wir nicht hoffen wollen. Allenfalls werden ja einige Unentwegte doch die weite Reise antreten, und sie werden in diesem Wiesengrunde, den wir erst kürzlich auf der Reise zum Würzburging kreuzten, andächtig um einen Tümpel stehen, auf den ein ziemlich verkommenes Schild hinweist, daß sich alldort die Quelle des Erstflusses befindet. —

— Und das ist der Sinn dieses geistreichen Scriptums: wenn sich die Neugier über diesen Entschluß, der doch wahrscheinlich nicht nur Neugierde, sondern eine Art Akt von Pietät ist, hinaus ein besonderes Verdienst erwerben wollen, so sollen sie sich mit einem neuen Schild bewaffnen, worauf zu lesen ist „Zur Erstquelle!“ Denn das Schild, was dort an der Randstraße steht, ist alles andere, als eine Reklame für unseren mit Recht so beliebten heimatischen Fluß. Das Schild, das dort an der Randstraße steht, ist gebleicht von der Fülle der Jahre, verwaschen von den Strömen des Gifelregens, erschüttert von den Stürmen des Herbstes, kaum noch lesbar, kurz, es ist erneuerungsbedürftig. Wahrscheinlich haben die Heimatfreunde keine überwältigenden großen Kassenbestände, aber da für muß es langen. Die so oft besungene Erst hat es verdient, daß man an ihre Wiege einmal ein kleines Geschenk mitbringt, wenn man schon einmal dahinkommt!

Um ehrlich zu sein, muß ich sagen, daß dieser Vorschlag nicht von mir stammt, sondern daß damals einer unserer Mitreisenden meinte, als er das schlechte, verwaschene Schild sah: „Die Neugier könnten auch einmal hier ein neues Schild anbringen!“

Da sich am übernächsten Sonntag die Möglichkeit bietet, Fracht und Aufstellungskosten zu sparen, so stellen wir diesen Vorschlag gratis und franko zur Verfügung. Aber nur den Vorschlag, nicht das Schild.

„Es könnst du tun, nur ludst zum Boden . . .“

Diese Heberschrift ist wieder einmal eine Ironie; denn es handelt sich um den Stadtgartenweiser, über den nun hier ein bißchen geschimpft werden soll. An sich kann natürlich kein Mensch dafür, daß dieser Stadtgartenweiser anfangs rettungslos zu verkommen. Ich bin auch nicht Kenner genug, um etwa eine Gebrauchsanwendung darüber zu verapfen, was man tun könnte, um dem Stadtgartenweiser ein freundlicheres und frischeres Aussehen zu geben; wahrscheinlich muß er entschlammt werden. Würde er aber in diesen Sommer Tagen entschlammt, so würde damit wahrscheinlich der schöne Rasen verderben werden.

Aber diese Einzelheiten brauchen ja nicht meine Sorgen zu sein. Wir stellen nur fest, daß der Stadtgartenweiser verfallt, und daß er einen nicht gerade besonders angenehmen Geruch verbreitet. Könnte man ihm einmal eine ziemliche Menge Frischwasser zuführen, dann würde ihm und uns vielleicht schon bald — wenigstens vorübergehend — besser; von Fischen wollen wir lieber nicht sprechen; wären nämlich Fische in diesem Weiser, dann könnte man vielleicht den Tierischkeitsverein mobil machen, auf daß es wieder den Fischlein auf dem Grunde wohler werde. Aber ich glaube, daß es so zähe Fische nicht gibt, die ein solches Wasser aushalten können. Sicherem Vernehmen nach sollen sich sogar die Frösche aus dem Weiser entfernt haben, weil sie keine Luft mehr kriegen konnten. Aber das weiß ich nur vom Hörensagen; und das genügt nicht; man soll immer nur das sagen, was man bestimmt weiß. Auch das brauche ich nicht zu sagen. Man kann es auch verschweigen. Aber das gehört nicht hierhin.

Also mit den Fröschen, das weiß ich nur vom Hörensagen; daß hingegen der Weiser verschlammt ist, das kann man vom Rasen aus sehen; rudert man erst einmal auf diesem Weiser herum, dann hat man bald die Feststellung gemacht, daß nach 20 Zentimetern Wasser eine mindestens dreimal so dicke Schlammdecke kommt, in der man — so man Lust hat — herumspazieren kann, daß ganze Wolken von Dreck aufsteigen. Und daß der Weiser riecht, eigentlich müßte man schreiben „stinkt“, aber das Wort steht mir so unger in der Zeitung, das merken wir, wenn wir zur Sommer Sommerzeit durch den Stadtgarten wandeln, und uns vornahmen, nur Schönes in uns aufzunehmen.

Kommt, laßt uns einmal alle zusammen überlegen, wie wir dem stinkenden Weiser neue Frische verleihen können!

„Sinnlos“ 70 Jahre alt.

Morgen wird der frühere Stadtverordnete Gottfried Schmitz 70 Jahre alt; wir werden wohl mit ihm einig sein, wenn wir diesen Tag nicht als einen besonderen Feiertag bezeichnen; es wäre ihm wahrscheinlich lieber, er feierte noch einmal 40. Geburtstag und es stünde davon nichts in der Zeitung.

Bei seinem Ausscheiden aus dem Stadtrat vor ein paar Monaten haben wir unseren Kummer geäußert, daß Schmitz Frienes nicht mehr im Stadtrat sitzt, dem er in Ehren 18 Jahre lang angehörte, und wir haben bei dieser Gelegenheit seine vielen Bürger-tugenden nach Gebühr gepriesen; dem „richtigen“ Neugier braucht man darüber übrigens heute nichts mehr zu sagen. Wir haben damals unterlassen zu bemerken, daß Gottfried Schmitz wegen seiner Verdienste um die Lebensmittellieferung der Stadt während des Krieges das Kriegsverdienstkreuz erhielt. Sonst aber haben wir unserer damaligen Würdigung seiner lebenswerten Persönlichkeit nichts hinzuzufügen.

Diese Würdigung hat uns übrigens damals dem gelinden Jörn des heute Siebzighjährigen eingetragen; er meinte, man dürfe von einfacher Pflichterfüllung heute nicht so viel Rärm machen. Wir haben die Anregung aus dieser Rede gezogen, und wir beschränken uns heute auf die Feststellung, daß es wieder einmal sehr schwer gewesen sein soll, ihn wegen dieses freudigen Ereignisses zu photographieren. „Kenger, macht doch net so doll Gedöns . . .!“ Und den Geburtstagswunsch wollen wir ihm denn auch erfüllen.

Diaz

Fremdenwerbung.

Eine kleine Geschichte aus der Sommerfrische, erzählt von G. B. D. e. e. r.

Die Tür slog auf, Eduard künnte herein: „Deht reicht es endlich! Zweihundert Mark in der Lotterie gewonnen!“ Emilie, die bessere Hälfte, faltete freudig die Hände: „Endlich können wir einmal wie andere Leute in die Sommerfrische fahren!“

Der Wunsch war uralte. Meyers, Müllers und Lehmanns, kurz alle Bekannten hatten sich den Spaß schon längst leisten können. Nur Eduard und Emilie durften immer zu Hause bleiben. Jetzt war die Freude grenzenlos.

Pläne wurden geschmiedet. Hundert Kurorte lodten. Wohin? Nach den Werbeschriften war ja jeder Ort der schönste in der ganzen Welt. Schließlich blieben nach langem Prüfen zwei als die aller schönsten zurück: Leinheim und Bad Anderdorf, zehn Kilometer von einander entfernt.

Emilie überlegte lange. Gewohnheitsmäßig hatte sie zu entscheiden. Schließlich neigte sich ihre Günst Leinheim zu: „Den Bildern nach liegt es genau so schön wie Anderdorf, aber es ist ein ganz neuer Kurort, und wir werden dort sicher moderneres Unterkommen finden als in Anderdorf.“ Also bestellte man in Leinheim Zimmer für die nächsten vierzehn Tage.

Der Ort lag wirklich schön. Freilich, die Bäume an der langen Bahnhofstraße mochten wohl erst in diesem Jahr gepflanzt worden sein, und von Schatten war bei ihnen noch keine Rede. Aber der Ort winkte so neu und sauber von seinem Hügel herab.

Uebigens stand vor dem Bahnhof ein Autobus: „Nach Bad Anderdorf.“ Aber niemand stieg ein. Alles wollte nach Leinheim, das sich ansehend den Anderdorfern zum Trotz hierher an die Bahn geklebt hatte. Der Karren des Hausknechts war bald so mit Gepäck beladen, daß Eduard und Emilie ihre Handkoffer nicht mehr los wurden. Sie bummelten gemächlich die Bahnhofstraße hinauf.

Unter den mageren Bäumen standen Bänke. Sie waren alle besetzt. Emilie wunderte sich über die erste: „Hier alte Männer auf einer Bank!“ Und warum standen die guten Deutschen plötzlich auf und grüßten zutraulich? „Willkommen in Leinheim!“ krächzten sie, als ob sie der Empfangsausschuss waren. Emilie schüttelte sich ein wenig. Sie hatten alle Triefaugen und sahen ein wenig verkommen aus.

Auf der nächsten Bank saßen wieder vier alte Männer. Sie schienen mit dem Leben schon längst abgeschlossen zu haben, so klapprig waren sie. Aber ein paar unter ihnen quälten sich doch hoch und zogen die schmerzigen Hüte: „Willkommen in Leinheim!“ Emilie war der Spaß vergangen.

Da stand schon die dritte Bank. Diesmal saßen alte Weiblein darauf. Eduard dachte mit Behmut daran, daß sie auch einmal jung gewesen sein mußten, obwohl man ihnen davon nichts mehr anjah. Jetzt standen sie wie die Männer auf und krächzten: „Willkommen in Leinheim!“ Eduard lief es kalt den Rücken herab.

Viel weiter kamen Emilie und Eduard nicht. Denn mitten auf der Straße stand der Handwagen mit dem Gepäck, und die eben angekommenen Kurgäste rissen es eben wieder an sich: „Hier bleiben wir nicht!“ Der Hausknecht stand hilflos daneben: „Aber, aber . . .“

Emilie warf einen Blick auf die nächste Bank. Auch sie war von alten Leuten in vernachlässigter Kleidung besetzt. Sie schienen gerade aufstehen zu wollen, um ihr „Willkommen in Leinheim!“ zu krächzen. Da machte Emilie kurz entschlossen kehrt: „Wir wollen doch unsere Ferien nicht in einem Siedehaus verbringen. Wir fahren nach Anderdorf.“

Der Autobus wurde gut besetzt. Es waren alles Leute, die vor Leinheim flüchteten: „Man gönnt ja den alten Leuten das Plätschen an der Sonne, aber in der Sommerfrische will man doch nicht unter lauter Siedchen sein!“

Bad Anderdorf bereitete den Fremden einen vergnügteren Empfang. Hier schienen es nur junge und gesunde Menschen zu geben. Eduard und Emilie süßten sich gleich heimisch: „Hier bleiben wir.“

Abends saßen sie im Garten vor ihrem Gasthaus. Restlos zufrieden. Da kam wieder ein Autobus die Straße herauf, hielt, und heraus stiegen ein alter Mann und ein verhußtes Weiblein nach dem anderen, um in einem großen Haus auf der anderen Straßenseite zu verschwinden.

Eduard und Emilie waren stumm. Sie hatten deutlich die Alten aus Leinheim wiedererkannt, vor deren Willkommengruß sie gestillt waren. Ihr Blick irrte hilflos nach einem Menschen umher, der ihnen dies Rätsel erklären konnte.

Ein Kellner stand in der Nähe. Er gab freundlich Auskunft. „Da, wir haben einen neuen Vabedirektor, und der ist sehr tüchtig. Alle Leute aus unserem Siedehaus, die noch laufen können, müssen jeden Tag zum Zug hinüber nach Leinheim. Später werden sie wieder abgeholt. Ein großartiger Gedanke.“

Emilie und Eduard fanden den Einfall gar nicht so großartig. Vor allem, als sie nach Hause kamen und im Kasten ein Brief aus Leinheim lag: „Wir haben das von Ihnen bestellte Zimmer freigehalten, nachdem Sie uns keine Abgabe mehr erteilten, und bitten um Begleichung anliegender Rechnung.“

凡

Donntag, den 18. Juni 1933.

20,00: Erste Abendbesetzung. des Allgemeinen Deutschen Musikvereins,
20,05: Deutsches Konfinkirchfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins,
Chorfonert. Krauffahung. Der große stauder. Oratorium für Sopran,
Bariton, gemischten Chor und Orchester von Hermann Reutter. Leitung:
Generalmusikdirektor Wilhelm Sieben.
22,00: Letzte Besetzung, Bericht über das geistliche Leben, Sportbericht
22,25—24,00: Nachtmusik und Tanz, Leitung: Eysoldt.

an Ihrem Empfangsgerät erfordern viel Geschicklichkeit und unbedingte Fachkenntnis, sowie ein umfangreiches Prüf- und Meßinstrumentarium.

Freitag, den 23. Juni 1933.

REPARATUREN
an sämtlichen Radio Geräten
in eigener Spezial-Werkstatt
RADIO-KISTLER Heftel 27

Mittwoch, den 21. Juni 1933

Zinsstag, den 24. Juni 1933.

6.00—Morgenruth. 1. Choral. 2. Spruch des Tages.
6.05—8.00: Morgenruth. 1. Lesung: „Die Kunst der Duvetture von Suppe.“
2. Hofballspiel: Belgien von Zimmer. 3. Banderogellicher, Potpourri be-
arbeitet von Senga. 4. Melodien aus der Operette „Kalanova“ von Joh.
Strauß. 5. Italiens Volkstänze von der Riedl. 6. Unser Marine, Maria
von Thiele.
6.40—6.45: Wiederholung der Abendmahlungen.
6.45—7.00: Lebensübungen. Dr. Ludwig Bach: Amungs- und Haltungsgesamtheit.
7.00: Wettervorhersage und Zeitangabe.
7.03—8.00: Morgenruth. 2. Teil. Das Kammerquintett des Westdeutschen Rundfunks.
8.00: Wiederholung der Wettervorhersage, Zeitangabe und Wasserstands-messung.
Anf. d. 9.05: Frühlingsfeier mit Schallplatten.
9.45—10.00: Gumnastik für Frauen v. H. J. Brenus.
10.00: Erste Melodien, Zeitangabe und Wasserstands-mählungen.
10.15—11.15: Mensch und Welt. Gemeindefestempfang für Arbeitslose. Eine Stunde ihrerhalteten Kunterbunt.
11.20—12.00: Deutschlandsdiler Schulten für Schüler vom 16. bis 19. Lebens-jahre. Leitung: Studentent Bauer. Szenen aus Agnes Bernauer.
12.00—12.50: Vom Schweißputz zum Unterwiesing. Schallplatten.
12.50—14.00: Zeitangabe und Mittags-mählungen I.
13.00—14.30: Mittags-spiel, Leitung: Elybiel. Solist: Selene Guernanova (Hilf), Begleitung: Orphe. 1. Jederzeit bereit, Maria von Horbach. 2. Zuerstere „Con l'auto“ vom Asion. 3. Wieder für Alt: a) Ravenna von Schoel. b) Frühlingsschmerz vom Trumt. c) Storchendiebstahl von Boll. d) Kästliche Liebe von Schuber. Selene Guernanova. 4. Kyrtische Suite von Maufis. 5. a) Gerende von Rindsmund. b) Zeichnung von Mischel. c) kleiner Walzer mit Tänzer von Wefemanns. 7. Szenen a. b. Ober „Der Balazzo“ von Lorenzavalle. 8. Der Schmetterling von Reuhof-von-Gabeln.
14.30—15.00: Hochend-Morgenz. Schallplatten.
15.00—15.30: Kinderstunde. Morgen ist Sonntag.
15.30: Wirtschaftsmählungen und Zeitanzeige.
15.45—16.10: Wanderungen in Mecklenburg und Weithalen. Goswin F. Oath:
„Das Land des Vöndler Ger.“ Ein Ingenieur hat noch China hinauszufragen.
16.10—16.30: Frauentheater. Dr. Willy Herz: Kameradin 1933.
16.30—17.15: Leipzigerer. Gelehr (Soprano), Mann (Alt), Sämm (Bariton), Professorer (Bioline), Vorthum (Hörte), Quartettmeister Alois-Alexander (Leitung). Carl Dorffels, das Häfenquintett des W.-R.: Frühlige (Hörte), Gathe (Doe), Greffe (Marinerie), Seideli (Soprato), Hartung (Waldborn). Ulrich Gietel: Aus der Mayne von W. Hoffschaler.
17.50—18.10: Dr. Inq. Benet: Elektro-Bäume.
18.10—18.20: Es war einmal... Wir erzählen eine alte weltläufige Sage.
18.20—18.40: Englische Lebenskunde. Theaterstudant Prof. Sale.
18.40—18.45: Wetterbericht, Zeitangabe, Wirtschaftsmählungen und Sport-verbreitung.
18.45—19.00: Reichliche Perkus. Sportplauderei von P. Sande.
19.00—20.00: Weihnachtsfeier. Stunde der Nation. Aus Leipzig. Cerenade aus dem Winter.
20.05—20.15: Stimme der Zeit.
20.15—21.30: Tanzmusik. Das kleine Theater des Westdeutschen Rundfunks, Leitung: Elybiel.
21.30—22.00: Weihnachtsfeier der Johanniskirche des Ravensburger Weichstückerlein.
22.05—22.30: Weihnachtsfeier, Bericht über das geistliche Leben, Sportbericht.
22.30—24.00: Szenenbilder der Rheinischen Jugend im Bergischen Land

ST FUNK

DER WERAG

Ist die billige, reichhaltige

* mit den Programmen der

gut hörbaren Sender —

haltungstell.

u haben. Preis 10 Pf.

mit Leuchtblenden und Stationskalen
Fachgemäße REPARATUREN sämtlicher Geräte.

Montag, den 19. Juni 1933

Donnerstag, den 22. Juni 1933.

6.00: Morgenkur.

6.05—6.40: Morgenkonzert. 1. Teil.

6.40—9.45: Wiederholung der Abendmeditationen.

6.45—7.00: Lebensübungen. Dr. Ludwig Jaksch: Atmungs- und Haltungs-gymnastik.

7.00: Wettervorhersage und Zeitangabe

7.05—9.30: Morgenkonzert.

9.30: Wiederholung der Wettervorhersage, Zeitangabe und Wetterhandelsmel-dungen.

9.00—9.40: Gemeinschaftsprogramm der deutschen Schulfunkler. Schulfunkl-Deutsches Land an der Reichsgrenze. Vorbildet.

9.45—10.00: Gommattli für Frauen. Hilse Brenius.

10.00: Erste Mediationen, Zeitangabe und Wetterhandelsmeditationen.

10.00—10.40: Mensch und Welt. Gemeinschaftsveranstaltung für Arbeitslose. Heim- und Fremden. — Dort am Strom — Wasserwandern im Fallrohr! Hans Koser-Senfter: Der Vogel Rühl. Fritz Feiler: „Schadstoffe, aber mit Gefühl!“ (Ein Skizzen über neue Bau- und Wohnkultur).

11.10—11.25: Schulfunkl für Schüler von 7 bis 10. Lebensjahre. Nähe Martin-Rindertunnen mit Musik.

11.25—12.00: Schulfunkl. Bismarck deutscher Dichter: Friedrich Hebbel. Leitung Dr. Volksmund.

12.00—12.50: Unterhaltungsprogramm. Leitung: Erich Risch.

12.50: Wetterbericht, Zeitangabe und Mittagsmeditationen I.

13.00—14.30: Mittagskonzert, Leitung: Josef Schmitt: Zehn Streichtrüg. 2. Waffenschnitt von Böhm's von Vorigen. 3. Vieder für Sopran: a) Wieche (fta von Franz, b) Schneefallen von Schumann. c) Grif's von Schuman b) Velle, alle wech die Wäde von Reger. Zehn Streichtrüg. 3. Hornedite Zanze von Grieg. 4. Wälf mit Hornedite. „Vele Boyenwälder“ von Strick. 5. Melodien an der Oper „Auf der Wälf von Eintrante. 6. Die Hydraphie Wetter von Wundt. 7. Wiener Volksmusik. Potpourri von Romal.

Gegen 14.00: Mittagsmeditationen II.

14.30: Fänerung mit Schallplatten.

15.00—15.30: Rinderkonzert. Trommelmärsche und Vieder für unger Jungwe.

15.30: Unterhaltungsprogramm. Leitung: Josef Schmitt: Zehn Streichtrüg. 2. Waffenschnitt von Böhm's von Vorigen. 3. Vieder für Sopran: a) Wieche (fta von Franz, b) Schneefallen von Schumann. c) Grif's von Schuman b) Velle, alle wech die Wäde von Reger. Zehn Streichtrüg. 3. Hornedite Zanze von Grieg. 4. Wälf mit Hornedite. „Vele Boyenwälder“ von Strick. 5. Melodien an der Oper „Auf der Wälf von Eintrante. 6. Die Hydraphie Wetter von Wundt. 7. Wiener Volksmusik. Potpourri von Romal.

16.30—17.45: Lebenskonzert, Leitung: Volkst. Schmitt: Terese Carata-Bu-mann (Woline), Begleitung: Grapo.

17.50—18.10: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 18.10—18.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 18.30—18.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 18.45—19.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 19.00—19.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 19.15—19.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 19.30—19.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 19.45—20.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 20.00—20.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 20.15—20.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 20.30—20.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 20.45—21.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 21.00—21.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 21.15—21.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 21.30—21.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 21.45—22.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 22.00—22.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 22.15—22.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 22.30—22.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 22.45—23.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 23.00—23.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 23.15—23.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 23.30—23.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 23.45—24.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 24.00—24.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 24.15—24.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 24.30—24.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 24.45—25.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 25.00—25.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 25.15—25.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 25.30—25.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 25.45—26.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 26.00—26.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 26.15—26.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 26.30—26.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 26.45—27.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 27.00—27.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 27.15—27.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 27.30—27.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 27.45—28.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 28.00—28.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 28.15—28.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 28.30—28.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 28.45—29.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 29.00—29.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 29.15—29.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 29.30—29.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 29.45—30.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 30.00—30.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 30.15—30.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 30.30—30.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 30.45—31.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 31.00—31.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 31.15—31.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 31.30—31.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 31.45—32.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 32.00—32.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 32.15—32.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 32.30—32.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 32.45—33.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 33.00—33.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 33.15—33.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 33.30—33.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 33.45—34.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 34.00—34.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 34.15—34.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 34.30—34.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 34.45—35.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 35.00—35.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 35.15—35.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 35.30—35.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 35.45—36.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 36.00—36.15: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 36.15—36.30: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 36.30—36.45: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der Reger 1891—1900. — 36.45—37.00: Edo Schell-Kampffelt: Ziergartenmethoden der R

Dienstag, den 20. Juni 1933

Zwischen

6.00: Morgensmahl. 1. Der Herr, der nicht würdig, aus der „Deutschen Messe“ von Mich. Wagner. 2. Spruch des Tages.

6.30—6.40: Morgensongert. 1. Teil. 1. Einzug der Gäste, aus der Oper „Tannhäuser“ von Rich. Wagner. 2. Ein Spiel ich mit Repter und Krone, Die Raten aus der Oper „Der Zigeunerbaron“ von Joh. Strauß. 3. Spärentänze, das Ballett des Vol. Circus. 4. Cuvettur zur Operette „Die lustigen Weiber von Windsor“ von Supper. 5. Pantale über das Heil „Alle Tage ist kein Sonntag“ von Schmalfisch. 6. Gesenen aus der Operette „Der Obersteiger“ von Jelller.

6.40—6.45: Wiederholung der Abendbesungen.

6.45—7.00: Lebensbesungen. D. 5. Nach: Atmung- und Haltungsgymnastik.

7.00: WeitererVortrag und Seitangabe.

7.03—8.00: Morgensongert II. Teil.

8.00: Wiederholung der WeitererVorträge, Seitangabe, Wasserlandsbesungen.

9.45—10.00: Schmahtil für Frauen. Silb. Stenue.

10.00—10.45: Besungen, Zeitung und Wasserlandsbesungen.

10.10—10.45: Schlußruf für Schüler vom 12. bis 19. Lebensjahre. Besuch im Kömer Dom (1).

10.45—11.10: Mensch und Welt. Gemeindefestspiele für Arbeitslose. Seine Dramatik: „Erbot am Simon“ (Nichtes Schminnen).

11.10—11.45: Schlußruf für Schüler vom 7. bis 10. Lebensjahre. Käthe Martin: Arbeiternuten mit Musik.

1.30—12.00: Funtierung mit Schallplatten.

12.00—12.50: Vom Substanzfrantfurt. Unterhaltungsfonzert, Zeitung.